D II 8
38

Landes-
bibliothek
Coburg

Henriette von England

Deutsch herausgegeben

von

Friedrich Schulz.

Berlin 1794.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Gesammlete Romane

von

Friedrich Schulz.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Dritter Theil.

Henriette von England.

Berlin, 1794.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

DII 8138

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorbericht
der Verfasserin.

Henriette von Frankreich, Wittwe Karls des Ersten von England, hatte sich, durch eine Reihe von Unglücksfällen gedrungen, nach Frankreich zurück begeben, und dort das Marien-Kloster zu Chaillot zum

Aufenthalte für sich und ihre Tochter gewählt. Die natürlichen Reize dieses Ortes, noch mehr aber die freundschaftlichen Gefühle, die sie mit der Superiorin dieses Stiftes, Mütter Angelika, verbanden, hatten sie dahin gezogen. Angelika, ehedem Fräulein de la Fayette, war sehr jung nach Hofe gekommen und Ehrendame Annens von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs des Dreyzehnten, gewesen.

Dieser Fürst, dessen Gefühle voll Unschuld waren, hatte eine zärtliche

Neigung zu ihr gefaßt. Sie erwiederte dieselbe mit solch einer freundschaftlichen Anhänglichkeit und unerschütterlichen Treue, daß alle die glänzenden Vortheile, die ihr der Kardinal von Richelieu anbot, nichts über sie vermochten.

Als er sah, daß er sie nicht für sich gewinnen konnte, glaubte er, nicht ohne einen Schein von Grund, daß sie sich von dem Bischofe von Limoges, ihrem Onkel, der durch die Frau von Seneçay, Ehrendame Annens von Oestreich, für leztere

gewonnen worden, rathen und leiten ließe. In dieser Absicht beschloß er, sie um ihren Kredit beym Könige zu bringen, und vom Hofe zu entfernen. Er gewann den Oberkammerdiener des Königs, in welchen sie unbedingtes Vertrauen setzte, und gab ihm auf, wechselseitig dem Könige und dem Fräulein de la Fayette Dinge zuzutragen, die nicht den mindesten Grund der Wahrheit hatten. Das Fräulein war jung, und bey ihrer Unerfahrenheit glaubte sie alles, was man ihr hinterbrachte. Sie meynte, verstoßen

zu werden, und ging in das Marien-Kloster. Der König gab sich viel Mühe, sie zur Rückkunft zu bewegen, und bewies ihr, daß sie im Irrthum sey und falschen Nachrichten geglaubt habe: aber sie blieb bey ihrem Vorsatz und nahm, als die gehörige Zeit verlaufen war, den Schleyer.

Der König behielt viel Freundschaft für sie, und entzog ihr sein Vertrauen nicht; deßhalb war sie, obgleich Nonne, sehr gesucht und geschätzt. Aber sie verdiente es auch. Ich war einige Jahre vor ihrer Einkleidung die Gat-

tin ihres Bruders geworden; und da ich oft in ihr Kloster kam, so lernte ich dort die junge Prinzessin Henriette von England kennen, deren Verstand und übrige Vorzüge sehr lebhaft auf mich wirkten. Ich hatte das Glück, ihre Freundschaft zu gewinnen, und zwar in dem Grade, daß ich, nach ihrer Vermählung, zu jeder Stunde freyen Zutritt in ihr Appartement erhielt, und daß sie mir, obgleich ich mehr als zehn Jahr älter als sie war, mit einer Güte und Achtung entgegen kam, deren mich nur ihr früher Tod berauben konnte.

In Rücksicht gewisser Dinge hatte ich keinen Theil an ihrem Vertrauen. Waren sie aber vorbey und fast zur Notiz des Publikums gekommen, so fand sie Vergnügen daran, sie mir zu erzählen.

Im Jahre 1664. ward der Graf von Guiches des Hofes verwiesen. Einmahl, als sie mir einige außerordentliche Umstände von seiner Liebe zu ihr erzählt hatte, sagte sie zu mir: „Finden Sie nicht, daß es eine artige Geschichte geben würde, wenn man das alles aufschriebe, was mir begegnet ist? Sie

schreiben gut," fuhr sie fort: „Schreiben Sie also; ich will Ihnen gute Quellen geben!"

Ich faßte diesen Gedanken mit Vergnügen auf, und wir verabredeten den Plan zu unserer Geschichte, wie man sie auf den folgenden Blättern lesen wird.

Sie erzählte mir also, wenn ich sie allein fand, nach und nach alle besondere Umstände, von denen ich keine Kenntniß hatte; indeß, die Lust dazu verging ihr bald, und was ich schon zu Papiere gebracht hatte, blieb vier

oder fünf Jahr liegen, ehe sie sich wieder daran erinnerte.

Im Jahr 1669. ging der König nach Chambord. Sie befand sich zu St. Cloud, wo sie ihr Wochenbette hielt. Ich war bey ihr und, außer mir, wenig andre Gesellschaft. Jetzt erinnerte sie sich unserer angefangenen Geschichte wieder, und sagte, daß wir sie fortsetzen müßten. Sie erzählte mir also den weitern Verlauf der Dinge; ich schrieb sie nieder und zeigte ihr den Morgen darauf, wie ich sie ausgearbeitet hätte. Sie war sehr zufrieden

damit. Es war eine schwierige Arbeit, die Wahrheit bey einigen Thatsachen so zu stellen, daß sie, auf der einen Seite, nicht verloren ginge, und auf der andern, für diese Fürstin nicht beleidigend würde. Sie scherzte mit mir über diejenigen Stellen, die mir die meiste Mühe machten, und fand so viel Geschmack an meiner Arbeit, daß sie, während ich eine zweytägige Reise nach Paris machte, mit eigner Hand die Umstände hinzu schrieb, die ich in meinem Manuscript, als von ihrer Hand, angemerkt habe.

Der König kam zurück. Sie verließ St. Cloud, und unsere Arbeit blieb abermals liegen. Das Jahr darauf war sie in England, — und wenige Tage nach ihrer Zurückkunft, starb sie in St. Cloud, unter Umständen, die den Lesern dieser Geschichte sehr auffallend dünken werden. Ich war bey ihr, als dieser unglückliche Zufall sie traf. Ich fühlte, was man schmerzliches fühlen kann, als die liebenswürdigste Fürstin, die mir ihre Freundschaft geschenkt hatte, unter meinen Augen dahin starb. Dieser Ver=

lust war einer von der Art, über die man sich nie tröstet und die, für das ganze folgende Leben, einen nagenden Kummer im Herzen zurück lassen.

Durch ihren Hintritt verlor ich Willen und Geschmack, diese Geschichte vollständig auszuarbeiten, und ich schränkte mich bloß auf die Beschreibung der Umstände ihres Todes ein, von welchen ich Augenzeugin gewesen war.

Vorerinnerung

des Uebersetzers.

Man wünschte neuerlich *), daß ich, außer der übersetzten Zaide und Prinzessin von Cleves, auch noch die übrigen Werke der geistvollen de la

*) Allgemeine Litteratur-Zeitung. 1792.

Fayette deutsch herausgeben möchte. Dieser Wunsch war mein eigener. Vielleicht hatte jener Kunstrichter dieselben Gründe dazu, als ich.

Um die Zeit nämlich, wo ich die Verdeutschung jener beyden historischen Romane unternahm, fing das größere lesende Publikum schon an, sich zu dem Geschmack an Ritterromanen zu neigen. Der Verfasser des Märchens von der Wunderquelle, und Veit Weber, mit seinen

Sagen der Vorzeit, waren schon aufgetreten. Ich kann die Arbeiten beyder nicht für vollkommen halten, aber, was lieferten nicht und liefern ihre Nachahmer noch, für Kopien!

Die Zaide und Prinzessin von Cleves schienen mir, in jener Gattung von Romanen, Muster. Wahrheit, Einfalt und Geschmack, sind ihre sichtbarsten Vorzüge. Von dem allen fand ich in den deutschen Ritterromanen nichts, wohl aber alles, was den

neuesten Ritterschauspielen, mit Recht, einen bösen Namen gemacht hat. Nicht etwa, um den Geschmack des Publikums auf etwas Besseres zu leiten, sondern zunächst, um den Schriftstellern, die den Geschmack der Leser eigentlich leiten müssen, bessere Muster aufzustellen, ließ ich jene beyden Romane der Gräfin de la Fayette drucken. Ich sah ein, daß das Gros des Publikums, welches doch besonders über solche Produkte kömmt, ihnen noch nicht so viel Vergnügen und Belehrung

abgewinnen würde, als ich wohl gewünscht hätte; aber wenigstens erwartete ich von den Schriftstellern, daß sie schon weitere Fortschritte gethan haben sollten, als ihre Leser, und daß sie diese nach und nach an feinere Speisen zu gewöhnen suchen würden. Indessen meine Erwartung blieb unerfüllt. Die historischen Romane blieben so mittelmäßig, als vorher; und ich gestehe, daß mich dieß auch so sehr nicht überraschte. So lange es bey dem großen Haufen unserer Schriftsteller Grund-

saz bleibt, so zu schreiben, wie das Publikum will, und nicht so, wie der gute Geschmack es verlangt, so lange werden wir, in Absicht des leztern, unsere Nachbarn nicht einholen. Demnach war es kein Wunder, wenn die Zaide und Prinzessin von Cleves nicht so viel Leser fanden, als die grellsten Kampf- Fluch- Pfaffen- Vehmgerichts- und Hexen-Romane. Mein Verleger hätte also besser gethan, sich solche Artikel zu verschaffen, aber ich

freue mich, daß er seinen eigenen Geschmack retten, und sogar noch diesen dritten historischen Roman der de la Fayette drucken lassen will.

Die zweyte Hälfte des Wunsches, den jener Kunstrichter äußert, daß ich nämlich alle übrige Werke der Gräfin übersetzen möchte, scheint mir darum nicht ausführbar, weil nicht alle Werke dieser Schriftstellerin von gleicher Gattung und von gleichem Werthe sind. Ich habe unter denselben nur noch die Henriette von Eng=

land gefunden, die ich übersetzen zu können glaubte. Sie enthält ein sehr angenehmes, selbst für Geschichtschreiber belehrendes, Detail von der innern Geschichte des französischen Hofes zu Anfange der Regierung Ludwigs XIV. und von dem Privatcharakter dieses Königs, der anfangs ungefähr so ins Schöne und Große gemalt erschien, wie der Charakter des römischen Augustus bey Virgil und Horaz erscheinet, jetzt aber allmählich zu seinen wahren und natürlichen Zügen zurück-

geführt worden ist. Ueberdieß wird das täuschend = getreue Gemälde von dem Geiste der damaligen Galanterie, und besonders der Charakter des Bärdes nicht nur für denkende Leser, sondern auch für Schriftsteller, die sich in solchen Gegenständen versuchen wollen, sehr lehrreich seyn. Die Geschichte der Mademoiselle von Monpensier, die unsere Verfasserin noch geschrieben hat, steht ihren übrigen Werken weit nach, und ihre Memoiren gehören nicht hieher, obgleich es ihnen nicht an

interessanten historischen Angaben mangelt.

Man hat mir als unziemlich vorgeworfen *), daß ich auf den Titel der Zaide und der Prinzessin von Cleves nicht den Namen der Verfasserin, sondern meinen eigenen gesetzt habe. Ich bekenne, daß dem so sey, aber der Grund davon war sehr einfach. Da Vignetten auf diese Titel kommen sollten, so fanden die Worte: aus dem Französischen der Grä-

*) Allg. Deutsche Bibliothek. 1792.

fin de la Fayette übersetzt, keinen Platz auf denselben. Wenn ferner der Verleger diese Romane auch unter dem allgemeinen Titel: Gesammlete Romane von F. S. verkauft, ob sie gleich nicht von meiner Erfindung sind: so verzeihe man dieß ihm. Er glaubte, mein Name sey, für die paar Jahre, während welcher ich als Romanenschreiber genannt werden dürfte, bekannter, als der Name de la Fayette, und hoffte, daß derselbe deßhalb diese Werke in mehr Hände bringen würde.

Ueberdieß zeigen ja auch die Vorreden deutlich genug, daß ich mich für nichts weiter ausgebe, als für den Uebersetzer.

Mitau, im May, 1792.

S.

Henriette von England.

Erstes Buch.

Der Pyrenäische Friede vom Jahre 1659 zwischen Frankreich und Spanien, war geschlossen; die Vermählung Ludwigs des Vierzehnten war, unter vielen Schwierigkeiten, zu Stande gekommen, und der Kardinal Mazarin, voll Stolz, dem Lande die Ruhe zurückgegeben zu haben, schien nun des Glanzes und der Ehre unbedingt genießen zu können, zu deren höchster Stufe das Glück ihn erhoben hatte. Noch kein Minister hatte mit so unumschränkter Gewalt regiert, noch keiner hatte sich seiner Macht

so geschickt bedient, um seine Größe zu begründen.

Die Königin-Muttter, Anna von Oesterreich, hatte ihm, im Lauf ihrer Regentschaft, die ganze königliche Gewalt überlassen, weil sie eine zu schwere Bürde für ihr träges Naturell gewesen war. Der König, Ludwig der Vierzehnte, fand, als er großjährig ward, diese Gewalt in den Händen des Kardinals, fühlte aber weder Stärke noch vielleicht Verlangen genug, sie ihm zu entwinden. Die Unruhen, die das ungleiche Benehmen dieses Mannes erregt hatte, stellte man dem jungen Könige bloß als Wirkung des Hasses dar, welchen die Prinzen gegen ihn, als den Bekämpfer ihres Ehrgeitzes und ihrer Herrschsucht gefaßt hätten, und man rückte ihm den Kar-

dinal als einen Mann vor das Auge, der ganz allein am Ruder des Staates gestanden, während ihn Stürme beunruhigten, und der, durch sein kluges Benehmen, die wahrscheinliche Scheiterung desselben verhindert habe.

Diese Idee von dem Kardinal, und eine, gleichsam mit der Muttermilch eingesogene, Ergebung in seinen Willen, b wirkten, daß jenes Ministers Einfluß auf den jungen König noch unbeschränkter ward, als er es auf dessen Mutter gewesen war. Dieser Einfluß erstreckte sich sogar bis auf die galanten Neigungen des Königs, welcher sein Herz noch immer in der Familie des Kardinals hatte lassen müssen. Schon sehr früh hatte er es der dritten Nichte desselben, Fräulein Mancini, nach-

mals Gräfin von Soissons, zu Füßen gelegt; und als er es, in einem reiferen Alter, ihr entzog, war es bloß, um eine vierte Nichte, gleiches Namens, in den völligen Genuß desselben zu setzen. Dieser gab er sich so ganz hin, daß man sagen kann, sie war die Beherrscherin eines Fürsten, der, nach der Zeit, Herr seiner Mätresse und seiner Liebe wurde.

Das gute Glück des Kardinals brachte allein diese außerordentliche Wirkung hervor. Der Ueberrest von innerer Kabale und Zwietracht war durch ihn erstickt; ein allgemeiner Friede hatte alle auswärtige Kriege geendigt. Zudem hatte er der Königin-Mutter einen Beweis der Dankbarkeit für ihre Wohlthaten, dadurch gegeben, daß er die Vermählung des Königs, die sie dringend wünschte, zu Stande ge-

bracht, obgleich er sahe, daß sie seinem Interesse zuwider wäre.

Aber eben diese Vermählung schlug zu seinem Vortheil aus. Der sanfte und friedsame Charakter der jungen Königin benahm ihm die Besorgniß, daß sie dahin arbeiten möchte, ihm die Regierung des Staats zu entziehen. Mit einem Worte: seinem Glükke fehlte jetzt nichts mehr, als Dauer, — aber diese hatte es nicht.

Der Tod machte demselben ein Ende. Kurz nach der Rückkehr von der Reise, welche den Frieden und die Vermählung bewirkt hatte, starb der Kardinal zu Vincennes, mit einer Seelenstärke, die mehr den Philosophen als den Christen bezeichnete.

Er hinterließ unermeßliche Reichthümer. Den Sohn des Marschalls de la Mil-

leraye *) hatte er zum Erben seines Namens und seiner Schätze gewählt, ihn mit Hortensien **) der schönsten unter seinen Nichten verheurathet und, ihm zu Gunsten, selbst über Dinge, die vom Könige abhingen, so verfügt, wie mit seinem eigenen Vermögen.

Dennoch ließ sich der König diese Verfügungen gefallen, so wie andere, die er auf seinem Todbette in Absicht aller der Aemter und Benefizien, die zu vergeben waren, getroffen hatte. Mit einem Worte: nach seinem Tode war noch sein Schatten Herr, und es schien, als ob der König ganz nach den Grundsätzen, die er ihm eingeflößt, sich zu benehmen Willens wäre.

*) Nachmals Herzog von Mazarin.

**) Nachmals Herzogin von Mazarin.

Uebrigens beschäftigte dieser Todesfall Alle, die auf die Ministerstelle Ansprüche machen konnten, mit weitaussehenden Hofnungen. Sie glaubten nicht ohne einen Schein von Grund, daß ein König der sich bisher in Dingen, die sowohl den Staat als seine Persönlichkeit betrafen, gänzlich hatte beherrschen lassen, sich um so eher ganz der Willkühr eines Ministers dahin geben dürfte, der sich nur mit den öffentlichen Angelegenheiten befassen und von den Privat-Handlungen des Königs keine Notiz nehmen würde.

Sie konnten unmöglich sich auch nur träumen lassen, daß ein Mann so ganz aus seinem Charakter fallen und, da er bisher die königliche Gewalt in den Händen seines Principalministers gelassen hatte, auf einmal,

nicht nur die Gewalt des Königs, sondern auch die Arbeiten des Principalministers, zu übernehmen sich entschließen würde.

Dennoch hoften mehrere Männer Theil an den Geschäften zu erhalten; und mehr als eine Dame schmeichelte sich, aus ungefähr ähnlichen Gründen, die Gunst und Gnade des Königs auf sich zu lenken. Sie hatten gesehen, daß er Fräulein Mancini sehr feurig liebte, und daß sie solch eine unbedingte Gewalt über ihn behauptete, als kaum je eine Geliebte über das Herz ihres Anbeters sich rühmen konnte; sie hoften also, bey dem Bewußtseyn noch größerer Reitze, daß sie wenigstens eben so viel Einfluß auf ihn würden gewinnen können; und mehrere unter ihnen hatten schon

im voraus das glänzende Glück, welches die Herzogin von Beaufort *) machte, zum Maßstabe desjenigen genommen, zu welchem sie sich hinan zu schwingen hoften.

Um aber von dem Zustande des Hofes wie er beym Tode des Kardinals war, einen Begrif zu geben, der die jetzt zu erzählenden Umstände desto deutlicher machen kann, muß ich von den Personen des königlichen Hauses, von den Ministern, die auf die Regierung des Reichs Ansprüche machen konnten, und von den Damen die das Herz des Königs zu gewinnen trachteten, in wenig Worten eine Schilderung entwerfen.

Die Königin-Mutter nahm, vermöge ihres Ranges, die erste Stelle des

*) Gabrielle d'Estrenes, Heinrichs des Vierten Mätresse.

königlichen Hauses ein, und sie hätte dieselbe, dem Anscheine nach, auch vermöge ihres Einflusses behaupten sollen; aber eben die Gemüthsart, die ihr die königliche Gewalt, während sie solche ganz besaß, zu einer drückenden Bürde machte, hinderte sie auch, einen Theil derselben sich zu erhalten, nachdem sie davon abgetreten war. Während ihr Gemahl lebte, schien ihr Geist geschäftig und sehr geneigt, Theil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, aber von der Zeit an, wo sie Meisterin des Staats, und ihrer Person geworden war, hatte sie nur darauf gedacht, ein ruhiges Leben zu führen, und sich mit Uebungen der Devotion zu beschäftigen. Gegen alle andere Dinge hatte sie ziemlich viel Gleichgültigkeit bewiesen.

Indessen fand sie viel Freude in der Anhänglichkeit und Liebe ihrer Kinder. Sie hatte sie immer um sich gehabt, und sie mit so viel Zärtlichkeit erzogen, daß sie sehr aufmerksam und eifersüchtig auf diejenigen Personen war mit denen sie gern umgingen. Dennoch war sie zufrieden, wenn sie nur oft von ihnen besucht wurde, und sie war unfähig, eine wahre Gewalt über sie auszuüben.

Die junge Königin *) war damals zwey und zwanzig Jahr alt, vorzüglich wohl gebildet, und man konnte sie schön nennen, obgleich sie nicht durch ein angenehmes Wesen anziehend wurde. Da sie nur erst eine kurze Zeit in Frankreich gewesen und unter mancherley gegen sie ausgestreute Vorur-

*) Theresia von Oestreich.

theile dahin gekommen war, so kannte man sie noch fast gar nicht, oder glaubte wenigstens, sie nicht zu kennen, weil man nicht jene ehrsüchtigen Gesinnungen an ihr bemerkte, von denen man so viel im voraus gesprochen hatte. Eine heftige Liebe zu ihrem Gemahl beschäftigte sie gänzlich, und in allen ihren andern Handlungen hielt sie sich an die Königin-Muttter. Sie zeichnete Niemand bey Hofe durch größeres Vertrauen aus, hatte keine eigene Lieblings-Neigungen, aber viel schmerzliche Stunden, die ihr aus ihrer ungewöhnlichen Eifersucht auf den König erwuchsen.

Monsieur *), der einzige Bruder des Königs, war der Königin-Mutter nicht weniger ergeben. Seine Neigungen lenkten

*) Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans.

ihn auf Dinge, die sonst nur Weiber beschäftigen, und er war hierin ganz das Widerspiel vom Könige. Er war schön und vortreflich gebaut, aber seine Schönheit und sein Wuchs wären einer Prinzessin angemeßener gewesen, als einem Prinzen. Auch hatte er mehr darauf gedacht, seiner Schönheit allgemeine Bewunderung zu verschaffen, als sich durch dieselbe die Liebe der Damen zu erwerben, obgleich er beständig unter ihnen lebte. Seine Eigenliebe schien ihn unfähig zu machen, noch außer sich selbst ein Wesen zu lieben.

Die Frau von Thianges,*) älteste Tochter des Herzogs von Mortemar, schien ihm unter allen Damen noch am mei-

*) Fräulein de la Rochechouart, älteste Schwester der Frau von Montespan.

ſten zu gefallen, aber ſeinem Umgange mit ihr lag mehr eine freye Vertraulichkeit, als eine wahre Liebe zum Grunde. Der Charakter des Prinzen war von Natur ſanft, wohlwollend und gefällig; er war ſehr leicht einzunehmen und deshalb für jeden Eindruk ſo empfänglich, daß die Perſonen, die um ihn waren, einer unbedingten Herrſchaft über ihn gewiß ſeyn konnten, wenn ſie ihn auf ſeiner ſchwachen Seite anzugreifen verſtanden. Er war ſehr zur Eiferſucht geneigt, aber er litt auch das meiſte dabey, weil ſeine ſanfte Gemüthsart ihn unfähig machte, ſich gewaltthätige Handlungen zu erlauben, die er unter dem Schilde ſeines Ranges wohl hätte begehen können.

Aus dieſen Zügen wird man von ſelbſt ſchließen, daß er wenig Antheil an den öffent-

lichen

lichen Geschäften gehabt haben müsse. Seine Neigungen, seine Jugend und die unbeschränkte Herrschaft des Kardinals, waren gleich starke Hindernisse dagegen.

Es scheint, als ob ich bey der Schildrung der königlichen Familie bey demjenigen hätte anfangen sollen, der ihr Haupt ist; *) aber man kann ihn nur nach seinen Thaten schildern. Die, welche wir bis zu dem Zeitpunkte sahen, von dem die Rede ist, sind denen, die wir nach der Zeit gesehen haben, so unähnlich, daß sie nicht hinreichend scheinen, eine paßliche Kenntniß von ihm zu geben. Man wird dies auch aus den Umständen sehen, die im nachfolgenden erzählt werden sollen.

*) Die Verfasserin schrieb unter Ludwig dem Vierzehnten.

Dieß waren die Personen, aus denen das königliche Haus bestand. Was das Ministerium betrift, so schwebte es zwischen Fouquet, Ober-Aufseher der Finanzen, Le Tellier, Staats-Secretair, und Kolbert.*) Dieser dritte hatte, die letzte Zeit, das ganze Vertrauen des Kardinals besessen; man wußte, daß der König noch nach den Grundsätzen und den hinterlaßenen schriftlichen Anweisungen desselben handelte, aber man wußte nicht genau, was dies für Grundsätze und Anweisungen waren. Man glaubte, daß er der Königin-Mutter und vielen andern Personen üble Dienste bey dem Könige geleistet, aber man wußte nicht welche er ihm dafür empfohlen hatte.

*) Nachmals General-Kontroleur der Finanzen.

Fouquet war, kurz vor dem Tode des Kardinals, fast um dessen Gunst gekommen, weil er sich mit Kolbert überworfen hatte. Ueberhaupt war er ein Mann von weitumfassendem Geist und einer unbegränzten Ehrsucht; gefällig, zuvorkommend gegen Leute von Stande, die er durch Hülfe des Schatzes auf seine Seite zu ziehen, und in seine Intriguen, die in Geschäften wie in der Galanterie unzählig waren, mit zu verwickeln verstand.

Le Tellier schien weisern und gemäßigtern Grundsätzen zu folgen. Er hatte nur sein Interesse vor Augen, und dies war gründlich berechnet. Glanz und Prunk blendeten ihn nicht so, wie den Intendanten Fouquet.

Kolbert war, aus mehreren Gründen, noch wenig gekannt; man wußte bloß, daß er sich durch seine Geschicklichkeit und Oekonomie das Vertrauen des Kardinals erworben hatte.

Nur diese drey Männer berief der König zu seinem Conseil. Man war voll Erwartung, wer von ihnen dreyen den Vorrang gewinnen würde, weil man wohl wußte, daß sie nicht einig waren, und daß, wenn sie es auch gewesen wären, sie es unmöglich bleiben konnten.

Wir haben nun noch einige Worte von den Damen zu sagen, die bey Hofe voran standen und auf die Gunst des Königs Ansprüche machen konnten.

Die Gräfin von Soissons hätte es wohl gekonnt, weil der König noch viel

mit ihr umging, und weil sie seine erste Liebschaft gewesen war. Man konnte diese Frau nicht schön nennen, aber anziehend war sie dennoch. Ihr Geist war weder sehr ausgezeichnet, noch sehr ausgebildet; aber er zeigte sich ihren Bekannten voll Natürlichkeit und Anmuth. Das große Vermögen ihres Onkels berechtigte sie, sich keinen Zwang anzuthun. Diese Unabhängigkeit, verbunden mit einem lebhaften und feurigen Naturell, hatte sie so eigenwillig gemacht, daß sie sich durchaus nur an das hielt, was ihr angenehm war. Sie hatte von Natur eine große Gabe von Ehrgeiz; und zu der Zeit, da sie vom Könige geliebt wurde, hatte ihr der Thron nicht zu erhaben geschienen, als daß sie nicht ihre Augen nach demselben richten sollen. Ihr

Onkel, der sie sehr liebte, war dem Gedanken, sie auf denselben zu erheben, nicht abgeneigt; aber die Horosskopen-Steller hatten es ihm so gewiß gemacht, sie würde nicht dazu gelangen, daß er diesen Entwurf aufgab und sie an den Grafen von Soissons verheirathete. Dennoch hatte sie sich bey dem Könige in einigem Kredit erhalten, und sie durfte in einem Tone von Freymüthigkeit mit ihm sprechen, den Andre sich zu erlauben nicht wagten. Dieß erregte die Vermuthung, daß in gewissen Augenblicken wohl noch die Galanterie bey ihren Unterhaltungen eine Rolle spielen möchte.

Indessen schien es unmöglich, daß der König je ihr sein Herz ganz wiedergeben könnte; denn eine Anhänglichkeit, die man für ihn zeigte, wirkte lebhafter auf ihn, als

Anmuth und Verdienste der Person. Er hatte die Gräfin von Soissons vor ihrer Vermählung geliebt, aber er hatte aufgehört, weil er glaubte, Villequier *) sey ihr nicht gleichgültig. Vielleicht glaubt' er es ohne Grund, und es wird fast gewiß daß er sich irrte, wenn man bedenkt, daß sie bey ihrem des Zwanges ungewohnten Wesen, es bald würde haben bemerken lassen, daß sie Villequier liebte. Genug, weil er, auf den bloßen Argwohn, daß sie einen Andern liebte, mit ihr brach, so konnte er noch weniger mit ihr anknüpfen, als er völlig gewiß zu seyn glaubte, daß sie eine Liebschaft mit dem Marquis von Vardes **) unterhielte.

*) Nachmals Herzog von Aumont.

**) Dubec Crepin, Marquis von Vardes, Hauptmann der Hundert-Schweizer.

Fräulein Mancini war noch bey Hofe, als ihr Onkel starb. Noch bey seinen Lebzeiten hatt' er ihre Vermählung mit dem Konnetable Colonna *) abgeschlossen, und man erwartete schon den Bevollmächtigten, der in seinen Namen mit ihr vermählt werden, und sie aus Frankreich abholen sollte. Es war schwer heraus zu bringen, welche Gefühle sie für den König und welche dieser für sie nährte. Er hatte sie, wie oben gesagt worden, leidenschaftlich geliebt und, um zu zeigen, wie weit ihn diese Liebe geführt hatte, müssen wir mit wenig Worten erzählen, was bey dem Tode des Kardinals vorging.

Jene Liebschaft hatte bey Gelegenheit einer Reise nach Calais ihren Anfang ge-

*) Lorenz Onuphrius Colonna von Givëni, Konnetable von Neapel.

nommen, und nicht sowohl Schönheit von Seiten der Mancini, als Erkenntlichkeit von Seiten des Königs hatte sie angesponnen. Denn Fräulein Mancini war in der That nicht schön; ihre Person hatte nichts anziehendes und ihr Geist wenig, ob sie gleich von Natur eine große Gabe desselben besaß. Aber er zeigte sich heftig, entschlossen, eigenwillig, frey; und Gefälligkeit und Feinheit mangelte ihm ganz.

Bey einer gefährlichen Krankheit *), die den König zu Calais befiel, hatte sie eine so heftige und schmerzliche Theilnahme gezeigt, und sie so wenig zu verbergen gesucht, daß jedermann, als er wiederhergestellt war, ihm von derselben erzählte; und

*) Die Blattern.

vielleicht hatte sie ihm in der Folge selbst davon erzählt; genug, sie ließ solch eine Leidenschaft für ihn blicken und überschritt so ungestüm den Zwang, den die Königin-Mutter und der Kardinal ihr anlegten, daß man sagen kann: sie nöthigte den König, sie zu lieben.

Anfangs hatte der Kardinal nichts gegen diese Liebe, er glaubte sie sey seinem Interesse vollkommen gemäß; als er aber sah, daß seine Nichte in der Folge ihm nichts von dem Inhalt ihrer Verhandlungen mit dem Könige wieder sagte, und daß sie sich einer großen Gewalt über ihn bemächtigte: so fing er an zu fürchten, daß ihr Einfluß zu stark werden möchte. Er suchte also diese Verbindung minder warm bleiben zu lassen; aber er sah bald,

daß er mit seinen Maaßregeln zu spät kam. Der König hing seiner Leidenschaft gänzlich nach, und die Hindernisse die ihn der Kardinal in den Weg legte, machten den Unwillen seiner Nichte gegen ihn rege, und veranlaßten sie, ihm auf alle Weise bey dem Könige zu schaden.

Eben dieses that sie auch der Königin-Mutter, dadurch, daß sie theils ihr Benehmen während ihrer Regentschaft ihm nachtheilig schilderte, theils ihm wieder erzählte, was die ärgerliche Chronik von ihr wissen wollte. Mit einem Worte, sie nahm den König gegen Alle, die ihr schaden konnten, so geschickt ein, und bemächtigte sich seiner so sehr, daß er, gerade um die Zeit, wo man über den Frieden und seine Vermählung verhandelte, den Kardinal um

Erlaubniß bat, sich mit seiner Nichte vermählen zu dürfen, und daß er durch sein ganzes Benehmen zeigte, wie sehr es ihm Ernst damit sey.

Aber der Kardinal wußte zu gut, daß die Königin-Mutter diesen Vorschlag mit Unwillen und Abscheu verwerfen, und daß er selbst, wenn er dafür stimmte, in ein gefährliches Gedränge gerathen würde; er wollte sich also ein Verdienst bey ihr und um den Staat erwerben, wenn er einen Plan vernichtete, der gegen sein eigenes Interesse lief.

Er erklärte demnach dem Könige, daß er nie seine Einwilligung zu solch einer ungleichen Verbindung geben, und daß er, wenn er diesen Schritt, vermöge seines königlichen unumschränkten Willens, thun woll-

te, sogleich seinen Abschied nehmen und sich aus Frankreich entfernen würde.

Diese Widersetzlichkeit des Kardinals überraschte den König und brachte ihn vielleicht auf Gedanken, die seine Leidenschaft abkühlten Die Verhandlungen über Friede und Vermählung gingen fort. Der Kardinal wollte, als er abreis'te, um die Punkte des Traktats in Richtigkeit zu bringen, seine Nichte nicht bey Hofe laßen, beschloß also, sie nach Brouage zu schikken. Dem Könige ging dieß so zu Herzen, wie einem Liebhaber die Trennung von seiner Geliebten zu Herzen gehen kann; aber dem Fräulein Mancini war es nicht genug, bloß sein Herz in Bewegung zu sehen; sie hätte gewünscht, daß er seine Liebe thätiger, durch einen Wink seines königs

lichen Willens, bezeigt hätte. Als sie ihn also, indem sie in den Wagen stieg, Thränen vergießen sah, sagte sie zu ihm: „Sie weinen — und sind Herr? Dieser Vorwurf bewog ihn aber nicht, sich als solchen zu zeigen. Er ließ sie, so betrübt er auch war, abreisen, versprach ihr aber, nie in die Vermählung mit der Spanierin zu willigen, und dem Entschlusse, sie zu heirathen, treu zu bleiben.

Einige Zeit nachher ging der ganze Hof nach Bourdeaux, um dem Mittelpunkte der Verhandlungen mehr in der Nähe zu seyn.

Der König sah Fräulein Mancini zu St. Jean d'Angeli wieder, und schien, während der kurzen Augenblicke, die er um sie war, brennender als je in sie verliebt, versprach ihr auch gleiche Treue auf

immer. Aber Zeit, Abwesenheit und Nachdenken machten ihn seinem Versprechen untreu; und als der Traktat abgeschlossen war, ging er nach der Insel „de la Conference“ unterzeichnete ihn, empfing die Infantin von Spanien aus den Händen ihres Vaters und machte sie schon den Tag darauf zur Königin von Frankreich.

Sodann ging der Hof nach Paris zurück. Da der Kardinal nun nichts mehr zu fürchten hatte, ließ er seine Nichte wieder zurück nach Hofe kommen.

Fräulein Mancini war in Wuth und Verzweiflung. Sie sah, daß sie zu gleicher Zeit einen sehr liebenswürdigen Anbeter und eine der glänzendsten Kronen eingebüßt hatte. Ein minder heftiger Charakter, als der ihrige, würde, bey einer ähnli-

chen Gelegenheit, Mühe gehabt haben, in Fassung zu bleiben. Auch überließ sie sich ganz dem Ausbruch ihres Zorns und ihres Schmerzes.

Der König fühlte nicht mehr die vorige Liebe für sie. Der Besitz einer schönen und jungen Gemahlin, beschäftigte ihn sehr angenehm. Da indessen die Neigung zu einer Gemalin selten ein hinlänglich-starkes Hinderniß gegen die Liebe zu einer Geliebten wird; so hätte der König vielleicht Fräulein Mancini wieder aufgesucht, wenn er nicht erfahren hätte, daß unter den Partieen, die sich damals um ihre Hand bewarben, der Herzog Karl, Neffe des Herzogs von Lothringen, sehr angelegentlich von ihr ausgezeichnet würde, und wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß

dieser ihr Herz zu gewinnen gewußt hätte.

Aber diese Heirath konnte, aus mehreren Gründen, nicht zu Stande kommen. Der Kardinal setzte jene mit dem Konnetable Colonna durch, und starb, wie wir oben bemerkt haben, noch ehe sie vollzogen wurde.

Fräulein Mancini hatte solch einen Widerwilleu gegen dieselbe, daß sie, wenn sie die Wahrscheinlichkeit gesehen hätte, das Herz des Königs wieder zu erobern, ihren Unwillen unterdrückt und aus allen Kräften dahin gearbeitet haben würde.

Das Publicum wußte nichts von dem innern Verdruße, den der König über ihre Vermählung mit dem Herzoge Karl empfunden hatte; und da man ihn oft in

dem Palais-Mazarin sah, wo sie mit ihrer Schwester, der Herzogin von Mazarin, lebte: so wußte man nicht, ob der König durch einen Ueberrest seiner alten Neigung, oder durch eine neue, welche die Herzogin von Mazarin wohl zu erregen fähig war, dahin gezogen wurde.

Die Herzogin von Mazarin war, wie wir oben bemerkt haben, nicht bloß die schönste unter den Nichten des Kardinals, sondern überhaupt eine der hervorstechendsten Schönheiten bey Hofe. Sie wäre ganz vollkommen gewesen, wenn sie mehr Geist besessen, der ihren Reitzen Leben hätte mittheilen können; aber dieser Mangel ward nicht von jedermann als ein solcher betrachtet, und viele fanden ihr stilles, schmachtendes, vernachläßigtes Wesen

anziehend genug, um ihr Liebe zu verschaffen.

Deßhalb konnte man leicht darauf fallen, daß der König ihretwegen käme, und daß der nachwirkende Einfluß des Kardinals auf ihn, sein Herz nicht aus seiner Familie heraus ließe. Gewiß ist es, daß diese Vermuthung nicht ganz ohne Grund war. Der lange Umgang, den der König mit den Nichten des Kardinals gehabt hatte, bewirkte, daß er bey ihnen lebhafter und gesprächiger war, als bey allen andern Damen; und die Schönheit der Herzogin, verbunden mit dem Vortheile, die ein eben nicht liebenswürdiger Gemahl einem Könige gab, der sehr liebenswürdig war, hätte ihn leicht in eine Liebschaft verwickeln können, wenn der Herzog nicht die Vorsicht gebraucht hät-

te, seine Gemahlin beständig von da entfernt zu halten, wo sich der König befand.

Sonst waren bey Hofe noch viele andere schöne Weiber, auf die der König seine Augen hätte werfen können.

Die Frau von Armagnac, Tochter des Marschalls von Villeroi, war so schön, daß sie wohl jedermanns Blicke und Wünsche auf sich ziehen konnte. So lange sie noch unverheirathet war, hatte sie ihre Liebhaber große Hoffnung fassen lassen, daß sie, wenn sie durch eine Vermählung Meisterin ihres Willens geworden, nicht unerbittlich gegen ihre Wünsche seyn würde; aber kaum war sie mit dem Herzog von Armagnac vermählt, als sie sich, mag sie ihn nun wirklich geliebt, oder

mag ein reiferes Alter sie vorsichtiger gemacht haben, ganz in ihre Familie zurückzog, und fast ausschließend mit dieser lebte.

Die zweyte Tochter des Herzogs von Mortemar, Frau von Montespan, war noch eine fast vollendete Schönheit bey Hofe, ob sie gleich eine nicht vollkommen angenehme Wirkung that. Sie hatte viel Geist, der durch eine natürliche Heiterkeit und gute Laune sehr gehoben wurde.

Die übrigen schönen Weiber, die damals noch bey Hofe waren, hatten so wenig Antheil an dem, was ich zu erzählen im Begriff bin, daß ich nicht nöthig habe, ihrer zu erwähnen. Nur diejenigen werde ich nach und nach aufführen, die mehr oder weniger eine Rolle dabey spielten.

Zweytes Buch.

Der Hof war gleich nach dem Tode des Kardinals nach Paris zurückgekommen. Der König gab sich Mühe, eine gründliche Kenntniß der Geschäfte zu erlangen. Er verwandte den größten Theil seiner Zeit auf dieselben, und den Rest brachte er bey der Königin, seiner Gemahlin, zu.

Der Bevollmächtigte des Connetable Colonna kam zu Paris an, und ward im Namen seines Herrn mit Fräulein Mancini vermählt. Sie hatte den bittern Verdruß, sich von dem Könige gleichsam aus Frankreich verwiesen zu sehen. Freylich ge-

schah dieß mit allen ersinnlichen Ehrenbezeigungen. Der König behandelte sie bey der Vermählung und in allen übrigen Stükken, als ob ihr Onkel noch gelebt hätte; indessen, man vermählte sie und ließ sie ziemlich übereilt abreisen.

Sie hielt die Anfälle ihres Verdrusses mit großer Fassung und selbst mit Stolz aus; aber an dem Orte ihres ersten Nachtlagers ward ihr Schmerz so überwältigend, und der Zwang, den sie sich angethan hatte, fiel so heftig auf sie zurück, daß sie glaubte, ihr Leben hier einzubüßen. Indessen setzte sie doch ihre Reise fort und ging nach Italien über, mit dem einzigen Trost, daß sie nicht mehr Unterthanin eines Königs sey, dessen Gemahlin sie ehemals werden zu müssen geglaubt hatte.

Der erste merkwürdige Vorfall bey Hofe, nach dem Tode des Kardinals, war die Vermählung Monsieurs mit der Prinzessin von England. Der Kardinal hatte dieselbe schon beschlossen gehabt, und ob sie gleich allen Regeln der Politik zuwider schien, hatte er doch geglaubt, daß Monsieurs sanfter Charakter und dessen Anhänglichkeit für den König, keine üble Folgen von einer Maßregel fürchten ließen, wodurch ein König von England sein Schwager wurde.

Die Geschichte unseres Zeitalters *) hat viele Revolutionen in diesem Königreiche zu verzeichnen, und die unglückliche Fügung, vermöge welcher einer der gutmüthigsten Könige **) durch die Hand seiner eigenen

*) Des 17ten Jahrhunderts.

**) Karl der Erste.

Unterthanen den Kopf auf dem Blutgerüste verlor, und dessen Gemahlin gedrungen ward, einen Zufluchts-Ort in dem Reiche ihrer Voreltern zu suchen, giebt ein neues Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glückes, die alle Welt kennt, und fast jedes Individuum erfahren hat.

Die Veränderung die dadurch in jenem königlichen Hause bewürkt wurde, hatte einigermaßen günstige Folgen für die Prinzessin von England. Sie war noch unter der Pflege der Amme, und das einzige von den Kindern der Königin ihrer Mutter *), welches sich während des Ausbruchs ihres Unglücks bey ihr befand. Die Königin wachte also mit ungetheilter Sorgfalt über ihre

*) Henriette von Frankreich, Tochter Heinrichs des Vierten.

Erziehung; und da der traurige Lauf ihrer Angelegenheiten sie zwang, mehr die Lebensart einer Privatperson, als einer Fürstin zu führen, so wurde der Prinzessin diejenige Menschlichkeit, Gefälligkeit, und Symplizität eingeprägt, die in niedern Sphären einheimisch sind, während sie in ihrem Herzen und in ihrem äußern Wesen die ganze Größe und Hoheit behielt, die eine königliche Abkunft gewähret.

Kaum war die Prinzessin aus den Jahren der Kindheit herausgetreten, als sich eine ungewöhnliche Anmuth bey ihr entwickelte Die Königin-Mutter zeigte eine große Neigung für sie; und da um jene Zeit keine Wahrscheinlichkeit war, daß der König sich mit der Infantin von Spanien vermählen würde, schien sie zu wünschen, daß

er die Prinzessin Henriette zur Gemahlin bekommen möchte. Der König hingegen zeigte großen Widerwillen gegen diese Heirath, sogar auch gegen die Person der Prinzessin. Sie däuchte ihm viel zu jung, und er gestand endlich, daß sie ihm nicht gefiele, obgleich er keinen Grund davon anzugeben wußte. Auch würde ihm schwer geworden seyn, einen aufzufinden. Denn die Prinzessin hatte gerade die Gabe zu gefallen im höchsten Grade; über ihre Figur, Geist und Handlungen waren Reitz und Grazie in verschwenderischer Fülle ausgegossen, und nie muß eine Prinzessin in dem Maße alles besessen haben, was die Liebe der Männer und die Anbetung der Weiber erwerben und erhalten kann.

Je mehr sie heranwuchs, desto blendender entwickelte sich ihre Schönheit, so, daß unmittelbar nach der Vermählung des Königs mit der Infantin von Spanien, die ihrige mit Monsieur, seinem Bruder, beschlossen wurde. Keine Dame bey Hofe konnte einen Wettstreit mit ihr wagen.

Um dieselbe Zeit erhielt der König, ihr Bruder, durch eine sehr unerwartete Revolution, seinen väterlichen Thron zurück. Seine Mutter wollte an Ort und Stelle die Freude darüber mit ihm theilen; und ehe die Vermählung ihrer Tochter vollzogen wurde, reis'te sie mit ihr nach England.

Auf dieser Reise lernte die Prinzessin zuerst die Macht ihrer Schönheit kennen. Der Herzog von Bukingham, ein jun-

ger und schöner Mann, faßte solch eine heftige Liebe zu ihr, daß man sagen kann, er habe den Verstand darüber verloren.

Die Königin von England bekam einen Brief über den andern von Monsieur, worin er sie bat, nach Frankreich zurückzukommen, um seine Vermählung, die er feurig zu wünschen schien, endlich zu vollziehen; sie war also gedrungen, abzureisen, obgleich die Jahrszeit sehr rauh und unangenehm war.

Der König, ihr Sohn, begleitete sie bis auf eine Tagereise von London. Der Herzog von Bukingham begleitete sie, wie der übrige Hof; aber anstatt, wie dieser, nach London zurück zu kehren, bat er den König, weil er nicht über sich erhalten konnte, die Prinzessin von England

zu verlassen, um Erlaubniß, mit nach Frankreich gehen zu dürfen. So schiffte er sich, ohne Wagen, ohne jeden andern Apparat, der zu solch einer Reise nöthig gewesen wäre, mit der Königin zu Portsmuth ein.

Den ersten Tag war der Wind günstig, aber den andern ward er dergestalt widrig, daß das Schiff der Königin auf eine Sandbank gerieth und der Gefahr zu scheitern sehr nahe kam. Die Bestürzung war auf dem Schiffe allgemein. Der Herzog von Bukingham war außer sich, weil er fürchtete, mehr als ein Leben zu verlieren.

Man rettete endlich das Schiff, aber man mußte nach dem Hafen zurücksteuern.

Die Prinzessin Henriette ward von einem heftigen Fieber befallen. Indessen hatte sie doch den Muth, wieder zu

Schiffe zu gehen, als der Wind günstiger wurde. Aber kaum war sie auf dem Schiffe, als ein Friesel bey ihr ausbrach. So konnte man weder abreisen, noch es wagen, sie von dem Schiffe zu bringen, weil man besorgen mußte, ihr Leben durch die Erschütterung in Gefahr zu setzen.

Ihre Krankheit war sehr gefährlich. Der Herzog von Bukingham benahm sich wie ein Wahnsinniger, so lange er sie in Gefahr glaubte. Als sie endlich wieder so weit hergestellt war, daß sie das Meer ertragen und die Reise nach Havre antreten konnte, quälte ihn über die Sorgfalt, die der Englische Admiral für die Prinzessin zeigte, solch eine ungemeßene Eifersucht, daß er, ohne den mindesten Grund, unausgesetzt mit ihm zankte. Da die Königin

fürchtete, daß Unordnung daraus entstehen möchte, so befahl sie dem Herzog, nach Paris voran zu gehen, während sie noch eine Weile in Havre bliebe, um ihre Tochter wieder zu Kräften kommen zu lassen.

Als diese wiederhergestellt war, setzte sie ihre Reise nach Paris fort. Monsieur kam ihr entgegen, und bezeigte ihr die äußerste Freude und Aufmerksamkeit. Er blieb diesem Benehmen bis zur Vermählung getreu, und man vermißte bey dem allen nichts, als — Liebe. Aber das Wunderwerk, dieses Prinzen Herz mit Zärtlichkeit zu entflammen, sollte keinem Weibe gelingen.

Der Graf von Guiches war um diese Zeit sein Liebling: ein junger Mann von glänzenden, körperlichen und geistigen Verdiensten; schön, vortreflich gebaut, galant,

brav

brav und voll erhabener und stolzer Gefühle. Die Citelkeit, die ihm so große Vorzüge erweckten, und ein gewisses herabsehendes Wesen, das aus allen seinen Blicken und Handlungen hervorsah, schadeten denselben zwar, aber man muß auch gestehn, daß kein junger Mann bey Hofe war, der eine Vergleichung mit ihm ausgehalten hätte. Monsieur hatte ihn, von seiner Kindheit an, immer sehr lieb gehabt, und einen vertrauten Umgang, der zugleich so fest war, als er unter juuge Leute seyn kann, mit ihm unterhalten.

Der Graf war damals in die Frau von Chalais, Tochter des Herzogs von Marmoutiers, verliebt. Sie war sehr liebenswürdig und anziehend, obgleich nicht schön. Wo sie war, war er; überall

suchte er sie auf und folgt' er ihr; mit einem Worte, seine Liebe verrieth sich ohne Zurückhaltung so vor aller Welt Augen, daß man zweifelte, ob auch der Gegenstand derselben sie billigte und erwiederte. Denn man glaubte, daß die Herzogin, wenn sie wirklich mit dem Grafen einverstanden wäre, ihm mehr Vorsicht und Behutsamkeit auferlegen würde. Indessen ist gewiß, daß er von ihr, wenn nicht geliebt, doch auch nicht verschmähet wurde, und daß sie seine Liebe nicht mit unwilligen Augen ansahe. Der Herzog von Bukingham kam zuerst auf die Gedanken, daß ihre Reize wohl nicht stark genug wären, einen Mann in Fesseln zu halten, der die Prinzessin Henriette nun alle Tage sehen würde.

Eines Abends, als er bey dieser war, erschien die Frau von Chalais ebenfalls. Die Prinzessin sagte ihm auf englisch, daß sie die Angebetete des Grafen von Guiches sey, und fragte ihn, ob er sie nicht sehr liebenswürdig fände? — „Nein,“ erwiederte er: „Ich glaube nicht, daß „sie für ihn liebenswürdig genug „ist. So viel ich auch sonst gegen „ihn einwenden möchte, scheint er „mir doch der vollkommenste junge „Mann bey Hofe, und ich wünsche, „daß nicht jedermann meiner Mey„nung seyn möge.“ — Der Prinzessin fiel diese Aeußerung nicht auf, und sie sah sie für eine Wirkung von des Herzogs Leidenschaft an, von welcher er ihr alle Ta-

ge Beweise gab, und die er nur zu sehr jedermann sehen ließ.

Monsieur selbst bemerkte sie bald, und bey dieser Gelegenheit ward die Prinzessin zuerst an ihm die Spuren einer natürlichen Eifersucht gewahr, die er nach der Zeit so oft kund gab. Sie sah, daß er Verdruß darüber empfand; und da der Herzog von Bukingham, der zwar sehr liebenswürdig war, aber doch nicht selten das Unglück hatte, verschlossene Herzen zu finden, nicht auf sie wirkte: so sprach sie mit ihrer Mutter, der Königin, darüber, und diese nahm es auf sich, ihren Gemahl zu beruhigen, und ihm bemerkbar zu machen, daß die Leidenschaft des Herzogs von jedermann als eine lächerliche Anmaßung angesehen würde.

Monsieur hörte dieß mit Wohlgefallen, ward aber doch nicht ganz dadurch beruhigt. Er entdeckte sich der Königin-Mutter, die aber der Neigung des Herzogs durch die Finger sah, weil sein Vater ihr ohnedem eine ähnliche kund gegeben hatte. Sie wollte nicht, daß man öffentlich Aufhebens davon machte; aber sie war der Meynung, daß man dem Herzog, wenn er noch eine Weile in Frankreich gewesen wäre, zu verstehen geben müsse, daß seine Rückkehr nach England nothwendig sey. Dieß geschah auch in der Folge wirklich.

Endlich ward die Vermählung Monsieurs mit der Prinzessin Henriette vollzogen. Der ganze Hof machte ihr nunmehro eine feyerliche Aufwartung als Madame, wie wir sie von nun an immer nennen werden.

Ihr angenehmes, gefälliges, geistreiches Wesen erwarb sich allgemeinen Beyfall. Da die Königin-Mutter sie in ihrer Nähe behielt, so sah man sie nur immer bey ihr. Man bemerkte bald, daß die Grazie ihres Verstandes nicht weniger außerordentlich war, als die Grazie ihres Körpers. Man sprach nur von ihr, und ihr Lob war auf allen Zungen.

Einige Zeit nach ihrer Vermählung zog sie zu Monsieur in das Schloß der Tuillerien. Der König und die Königin gingen nach Fontainebleau. Monsieur und Madame blieben noch eine Weile in Paris. Während der Zeit versammelte sich ganz Frankreich bey ihr. Die Männer hatten kein angenehmeres Geschäft, als ihr die Kour zu machen, und die Damen kein dringenderes, als ihr zu gefallen.

Die Herzogin von Valentinois*), Schwester des Grafen von Guiches, die Monsieur sehr auszeichnete, theils ihres Bruders, theils ihrer selbst wegen (denn er hatte so viel Neigung zu ihr, als er zu haben fähig war) ward von Madame zur Gesellschafterin und Theilnehmerin ihrer Vergnügungen gewählt. Die Fräulein von Crequi, Chatillon**) und Tonnay-Charente***) waren oft bey ihr, und außer ihnen noch andre Damen, denen sie, während sie noch unvermählt war, viel Gnade und Herablassung bewiesen hatte.

Unter die Zahl der letzteren gehörte Fräulein de la Trimouille und die Grä-

*) Nach der Zeit Prinzessin von Monaco.

**) Nachmals Herzogin von Meklenburg.

***) Nach der Zeit Frau von Montespan.

fin de la Fayette. *) Die erstre gefiel ihr wegen ihrer Gutmüthigkeit und wegen der aufrichtigen, naiven Art, womit sie alles sagte, was sie auf dem Herzen hatte, und die an die Simplicität früher Jahrhunderte erinnerte. Die letztere hatte durch ihr gutes Glück, ihre Zuneigung gewonnen. Denn obgleich man bemerkenswerthe Eigenschaften an ihr finden wollte, so waren sie doch, dem Aeußern nach, von so ernsthafter Art, daß es kaum zu vermuthen war, sie würde einer so jungen Fürstin gefallen können. Indessen war dieß doch der Fall. Die Gräfin war von den mannigfaltigen Vorzügen des Körpers und des Geistes, die diese Fürstin schmückten, so aufrichtig eingenommen, daß sie ihr in der Folge wegen

*) Verfasserin dieser Schrift.

der zärtlichen Anhänglichkeit für ihre Person gefallen mußte.

Alle diese Damen brachten gewöhnlich den Nachmittag bey Madame zu. Sie begleiteten sie auf ihren Spazierfahrten; nach der Zurückkunft von der Promenade wurde bey Monsieur soupirt; nach dem Souper versammleten sich alle Hofherrn ebendaselbst, und der Abend ward unter Spiel, Conzert und Komödie hingebracht. Mit einem Worte, man vergnügte sich dort höchst angenehm und ohne daß sich Zwang und Verdruß dazu mischten. Fräulein von Chalais kam ebenfalls nicht selten dahin, und der Graf von Guiches fehlte fast nie. Bey der Vertraulichkeit, worin Monsieur mit ihm lebte, hatte er zu jeder Stunde Zutritt bey ihm. Er sah Ma-

dame, mit allen ihren Reitzen ausgeschmückt, mehr als einmal täglich. Monsieur fand sogar Vergnügen daran, ihn aufmerksam darauf zu machen; mit einem Worte: er setzte ihn einer Gefahr aus, welcher er unmöglich entgehen zu können schien.

Nachdem Monsieur und Madame eine Zeitlang zu Paris gewesen waren, begaben sie sich nach Fontainebleau. Madame brachte Heiterkeit und Freude dahin. Der König sah, als er sie näher kennen lernte, endlich ein, wie ungerecht er gegen sie gewesen war. Er schloß sich sehr nahe an sie und behandelte sie mit außerordentlicher Güte. Sie war die Seele aller Lustbarkeiten; alle wurden ihrentwegen angestellt; und es schien, als ob der König darum so viel Freude an denselben fände, weil sie ihr Freude machten.

Dies Betragen des Königs machte bald Aufsehen, und man fing an, es verschiedentlich auszulegen. Der Königin-Mutter war es anfangs sehr verdrießlich. Es schien ihr, als ob Madame ihr den König ganz aus den Händen winden würde, denn die Zeit, die er sonst bey ihr zuzubringen pflegte, brachte er jetzt bey Madame zu. Doch gab ihr die große Jugend dieser Fürstin Hofnung, daß man leicht Mittel finden würde, dem abzuhelfen, und daß, wenn man den Abbé Montagu und Andre, die Einfluß auf sie hätten, bevollmächtigen würde, ihr nachdrückliche Winke darüber zu geben, man sie dahin bringen könnte, sich mehr an die Königin-Mutter zu schließen, und den König nicht in eine Lebensweise hinein zu ziehen, die ihn von ihr entfernte.

Madame war des langweiligen Zwanges, in welchem sie bey der Königin, ihrer Mutter, gelebt hatte, überdrüßig geworden. Jetzt glaubte sie, die Königin-Mutter wolle ihr ähnliche Fesseln anlegen; und sie war voller Freude, daß sie den König an sich gezogen hatte, und von ihm selbst erfuhr, daß die Königin-Mutter ihn von ihr zu entfernen suchte.

Diese Umstände verleiteten sie, sich über alles hinweg zu setzen, was man ihr in den Weg legen wollte. Sie verband sich sehr enge mit der Gräfin von Soissons, die damals ein Gegenstand der Eifersucht für die Königin und des Hasses für die Königin-Mutter war, und hatte kein dringenderes Geschäft, als dem König als Schwiegerin zu gefallen. Ich glaube, daß

sie ihm in einer andern Hinsicht gefiel: ich glaube auch, daß sie meynte, er gefiele ihr bloß als Verwandter, obgleich sie ihn vielleicht als solchen zu lieb hatte; genug, da sie beyde liebenswürdig waren, da sie von Natur beyde großen Hang zur Galanterie hatten, da sie sich alle Tage im Schooße der Freude und Lustbarkeiten sahen: so glaubte jedermann schließen zu können, daß beyde für einander denjenigen Reitz hätten, der gewöhnlich ernsthaftern Leidenschaften vorhergeht.

Dieß machte sehr bald Geräusch bey Hofe. Die Königin-Mutter freute sich, in der Decenz und der Religiösität einen Vorwand zu finden, sich der Neigung des Königs für Madame zu widersezzen. Es kostete ihr wenig Mühe, Mon-

sieur für ihre Meynung zu gewinnen, denn er war an sich selbst schon zur Eifersucht geneigt, und diese bekam um so mehr Nahrung, da er fand, daß Madame ihres Hanges zur Galanterie nicht in dem Grade Meisterin war, wie er wohl gewünscht hätte.

Die Spannung zwischen Madame und der Königin-Mutter ward alle Tage stärker. Der König ließ Jene alles hoffen, aber mit dieser benahm er sich sehr behutsam und schonend, so daß wenn die Königin-Mutter Monsieur wieder vertraute, was ihr der König gesagt hatte, dieser Stoff darin genug zu finden glaubte, Madame zu überzeugen, daß der König im Grunde doch nicht so viel Freundschaft für sie habe, als er zur Schau trüge. Daraus

entstand ein Gewirr von Hin- und Hersagen, und von Zänkereyen, das keinem von allen einen ruhigen Augenblick gestattete. Indessen fuhren der König und Madame, ohne sich über ihre wechselseitigen Gefühle für einander zu erklären, nach wie vor fort auf eine Art mit einander umzugehen, die niemand bezweifeln ließ, daß noch etwas mehr als Freundschaft unter ihnen obwaltete.

Das Geräusch darüber ward immer stärker und allgemeiner; und die Königin-Mutter und Monsieur erklärten sich so nachdrücklich gegen den König und Madame darüber, daß ihnen die Augen aufzugehen anfingen, und daß sie auf Gedanken geleitet wurden, die ihnen noch nicht eingefallen waren. Genug, sie setzten sich

vor, dem Geräusch ein Ende zu machen, und kamen, durch welch ein Motiv es sey, dahin überein, daß der König sich in irgend eine Dame bey Hofe verliebt stellen sollte. Sie musterten alle diejenigen, die für ihren Plan die tauglichsten schienen, und wählten unter andern Fräulein von Pon, eine Verwandte des Marschalls von Albret, die, da sie erst vor kurzem aus der Provinz gekommen war, nicht die meiste Hellsichtigkeit verrieth. Sie warfen auch ihre Augen auf Fräulein Chimerault, eine der Kammerdamen der Königin-Mutter, und auf Fräulein de la Valiere,*) die eine ähnliche Stelle bey Madame hatte,

*) Louisa Franziska, de la Baume le Blanc, de la Valiere

te, und übrigens hübsch und von einem naiven und sanften Charakter war. Ihr Vermögen war sehr mittelmäßig. Ihre Mutter hatte sich zum zweytenmal mit St. Remi, Haushofmeister des Herzogs von Orleans verheirathet. Ihre Tochter war wenig von Orleans oder von Blois weggekommen; sie hielt es also für ein großes Glück, bey Madame zu seyn. Man fand sie allgemein sehr hübsch und mehrere junge Herren stellten ihrem Herzen nach. Näher, als alle übrige, schloß sich der Graf von Guiches an sie, und sie schien ihn sehr angelegentlich zu beschäftigen, als sie der König als Eine von denen auszeichnete, mit der er das Publikum irre führen wollte. Vermöge seiner Verabredung mit Madame fing er an, nicht bloß bey Einer

von Dreyen, sondern bey allen Dreyen zugleich die Rolle des Verliebten zu spielen. Es dauerte nicht lange, so entschied sich sein Herz für Eine. Diese war de la Valiere. Wenn er auch die andern mit galanten Floskeln hinhielt, und mit der Chimerault sogar einen ziemlich regelmäßigen Umgang hatte, so konnte sich de la Valiere doch nur allein seiner ausgezeichneten Aufmerksamkeit rühmen.

Der Graf von Guiches fühlte sich nicht mehr verliebt genug in sie, um mit solch einem fürchterlichen Nebenbuhler die Schranken zu halten. Er gab sie auf, überwarf sich mit ihr und sagte ihr bey dieser Gelegenheit viel harte und unangenehme Dinge.

Madame sah mit Regungen von Verdruß, daß sich der König im Ernst an die

la Valiere zu halten anfing. Nicht deshalb vielleicht, weil sie eigentliche Eifersucht fühlte; aber es wäre ihr willkommen gewesen, wenn er nicht wahre Liebe empfunden, sondern eine Art von Anhänglichkeit für sie unterhalten hätte, die, ohne die Heftigkeit der Liebe zu haben, doch die Gefälligkeit und Freuden derselben ihr darbieten können.

Lange vor ihrer Vermählung hatte man gesagt, daß sich der Graf von Guiches in sie verlieben würde. Sobald er die la Valiere aufgegeben hatte, lief das Gerücht, er sey wirklich in Madame verliebt, und vielleicht sagte man dieß noch eher, als es ihm eingefallen war. Indessen fand sich seine Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und da vielleicht auch selbst seine Neigung ihre Rechnung dabey fand, so nahm er sich

nicht sehr in Acht, verliebt zu werden, noch merken zu lassen, daß er es wirklich sey.

Man studierte damals zu Fontainebleau ein Ballet ein, das der König nachmals mit Madame tanzte, und zwar so meisterhaft und hinreißend, wie noch nie eins getanzt seyn muß. Der Ort wo man es tanzte, und die Maschinerien trugen nicht wenig bey, die Anmuth desselben zu erhöhen. Es war nämlich an dem Ufer des schönsten und hellesten Teiches und, durch eine kunstreiche Erfindung, hatte man ein ganzes ausgerüstetes Theater, auf welchem sich eine Menge Personen befanden, aus einer Allee her, allmählig und schwebend näher zu rükken gewußt, in dessen Vordergrunde Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen eine Entree exekutirten.

Während der Probe dieses Ballets, war der Graf von Guiches sehr oft um Madame, weil er in derselben Entree mit tanzte. Noch wagte er nicht, ihr etwas von seinen Gefühlen für sie zu sagen; aber vermöge des freyern Fußes, worauf er, da er beständig um ihren Gemahl und um sie war, mit ihr stand, fragte er sie nach Neuigkeiten, ihr Herz betreffend, und, ob schon irgend ein Sterblicher so glücklich gewesen sey, auf dasselbe zu wirken? Sie beantwortete diese Frage mit viel Güte und Anmuth; und einigemal wagte er schon, mit dem Ausrufe von ihr wegzueilen: Hier bin ich in großer Gefahr!

Madame nahm dieß bloß als galante Aeußerungen auf, ohne das mindeste Gewicht darauf zu legen; aber das Publikum hatte

hellere Augen. Der Graf von Guiches hielt, wie schon bemerkt, so wenig geheim, was in seinem Herzen vorging, daß es bald Geräusch machte. Die genaue Verbindung, in welcher Madame mit der Herzogin von Valentinois stand, trug viel bey die Meynung zu unterstützen, als ob sie sich mit einander verständen; und Monsieur, der in letztere verliebt zu seyn schien, gewann das Ansehen, als ob er von dem Bruder und der Schwester zum besten gehabt würde. Indessen ist gewiß, daß die Herzogin sich sehr wenig um diese Liebschaft bekümmerte: und obgleich ihr Bruder ihr seine Liebe zu Madame entdeckte, so war sie doch nicht die erste, die zu der engern Verbindung die Hand bot, die nach der Zeit sichtbar wurde.

LB Coburg

Unterdessen ward die Liebe des Königs zur la Valiere mit jedem Tage heftiger und er gewann mit jedem Augenblicke mehr über sie. Sie gingen sehr behutsam zu Werke. Er näherte sich ihr weder bey Madame, noch auf den Promenaden bey Tage; aber bey Abendpartieen stieg er aus Madamens Wagen, setzte sich zur la Valiere in den ihrigen, und wenn an diesem der Schlag herabgelassen, und das Dunkel übrigens nicht unbescheiden war, so konnte er sich sehr bequem mit ihr unterhalten.

Die Königin-Mutter und Madame standen darum immer noch auf keinem freundschaftlichern Fuße mit einander. Als man sah, daß der König nicht in letztere, sondern in die la Valiere verliebt sey, und daß jene sich seinem Umgang mit diesem

Mädchen nicht widersetzte, stieg der Groll der Königin Mutter nur desto höher. Sie wirkte auf Monsieur, und dieser nahm es für eine Beleidigung seiner Ehre auf, daß der König ein Verständniß mit einer Kammerfräulein seiner Gemahlin unterhielt. Madame ihrerseits fehlte in vielen Stükken gegen die Regeln der Achtung, die sie der Königin-Mutter und besonders Monsieur schuldig war, und so stieg das Mißvergnügen auf allen Seiten immer höher.

Um dieselbe Zeit ward das Geräusch von der Liebe des Grafen von Guiches zu Madame immer lauter. Monsieur erfuhr es bald, und sah den Grafen darüber nicht mit gefälligen Augen an. Dieser nahm es nicht gleichgültig auf, und sey es, daß sein stolzer Charakter oder sein Ver-

druß darüber, daß Monsieur eine Sache erfahren hatte, die ihm besser verschwiegen geblieben wäre, ihn hinriß — genug, er hatte mit Monsieur eine sehr dreiste Explikation darüber und brach mit ihm, als ob er seines Gleichen gewesen wäre. Dieß ward öffentlich bekannt und der Graf mied den Hof.

Den Tag, an welchem dieser Auftritt vorfiel, war Madame auf ihrem Zimmer geblieben, und hatte Befehl gegeben, nur diejenigen einzulassen, die mit ihr jenes Ballet einstudirten. Unter diesen war also auch der Graf von Guiches. Sie wußte nicht, was zwischen ihm und Monsieur vorgefallen war. Als der König zu ihr kam, sagte sie ihm, was sie für diesen Tag für Verfügungen getroffen habe. Der König erwiederte lächelnd, daß sie sich nicht

schlecht auf diejenigen verstände, denen sie den Eintritt erlaubte; und darauf erzählte er ihr die Scene zwischen dem Grafen und ihrem Gemahl. Jedermann war schon davon unterrichtet; und der Marschall von Grammont, Vater des Grafen von Guiches, schickte seinen Sohn nach Paris und befahl ihm, nicht wieder nach Fontainebleau zu kommen.

Unterdessen ging es in den Geschäften des Ministeriums eben so stürmisch her, als in den Geschäften der Galanterie; und obgleich Fouquet, nach dem Tode des Kardinals, den König wegen alles Vergangenen um Verzeihung gebeten, der König ihm dieselbe gewährt hatte, und es schien, als ob er über die andern beyden Minister den Sieg davon tragen würde — arbeitete

man dennoch an seinem Sturze und er ward förmlich beschlossen.

Die Frau von Chevreuse, die sich immer noch einen Theil von ihrem vorigen großen Kredit bey der Königin-Mutter zu erhalten gewußt, unternahm es, durch diese jenen Minister zu stürzen.

Herr von Laigue der sich, wie man glaubte, insgeheim mit Frau von Chevreuse verheirathet hatte, war mit ihm unzufrieden. Laigue beherrschte diese Frau ganz. Le Tellier und Kolbert machten mit ihm gemeinschaftliche Sache. Die Königin-Mutter unternahm eine Reise nach Dampierre, und dort wurde der Sturz des Ministers fest verabredet, zu welchem man nachher auch den König stimmte. Man beschloß Fouquet in Verhaft

nehmen zu lassen; da aber die Minister die Menge von Freunden, die er im Reiche hatte, fürchteten, obgleich ohne Grund, so stimmten sie den König, nach Nantes zu reisen, damit er sich Belle-Isle desto mehr näherte, welches Fouquet gekauft hatte, um sodann sich des letztern zu versichern.

Diese Reise war lange verabredet, aber man brachte sie immer noch nicht im Vorschlage. Endlich fing man an, unter einem Vorwande, den man aufgefunden hatte, davon zu sprechen. Fouquet fiel nicht auf den Gedanken, daß diese Reise seinen Sturz zur Absicht habe; er glaubte vielmehr seines Glücks ganz versichert zu seyn; und der König, mit den andern Ministern einverstanden, behandelte ihn, um ihm jeden Verdacht zu benehmen, mit so viel Güte und

Gnade, daß sich jedermann überzeugt hielt: alle Geschäfte wären in seinen Händen.

Der König hatte lange vorher einmal geäußert, daß er Willens sey, nach Vaux zu reisen, und das Landhaus zu sehen, welches Fouquet daselbst besaß; und obgleich diesem die Klugheit hätte verbiethen sollen, den König einen Gegenstand sehen zu lassen, dessen Pracht von einem üblen Gebrauch der Finanzen zeigte; obgleich auch Gutmüthigkeit und Schonung den König hätten zurückhalten sollen einen Mann zu besuchen, den er zu stürzen im Begriff war: so kam dennoch keinem von beyden dieser Gedanke ein. Der König reis'te mit dem ganzen Hofe nach Vaux und Fouquet hatte es nicht zu verhindern gesucht.

Außer der Schönheit und Pracht, die Fouquets Pallast an sich schon darbot, war der Besitzer auch noch bestrebt, den König und sein Gefolge durch einen Empfang, der wahrhafte Größe zeigte, und durch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Festen und Spielen, zu unterhalten. Der König war erstaunt und überrascht, und Fouquet war es eben so sehr daß der König Erstaunen und Ueberraschung kund gab. Indessen faßten sich beyde wieder. Das Fest des Empfanges war eines der glänzendsten, das je gegeben worden. Der König war damals in dem ersten Feuer des Entzückens über den Besitz der la Valiere, und man glaubte, daß er sie damals zum erstenmal unter vier Augen unterhalten habe; aber es ist gewiß,

daß er sie schon seit einiger Zeit in dem Zimmer des Grafen von St. Aignan, des Vertrauten dieser Liebschaft, ohne Zeugen gesehen hatte.

Einige Tage nachher reis'te der König weiter nach Nantes, und man hielt diese Reise, die nicht nothwendig schien, für eine Phantasie eines jungen Königs.

Fouquet hatte zwar ein starkes Quartanfieber, aber dennoch begleitete er den Hof nach Nantes. Hier ward er unvermuthet in Verhaft genommen. Diese Veränderung war so überraschend für jedermann, und setzte die Verwandten und Freunde Fouquets in so große Bestürzung, daß sie nicht daran dachten, seine Papiere auf die Seite zu schaffen, obgleich sie Zeit genug dazu gehabt hätten. Man nahm ihn

ohne alle Formalität in seinem Hause fest, schickte ihn nach Angers, und der König ging nach Fontainebleau zurück.

Alle Freunde Fouquets wurden abgesetzt und von den Geschäften entfernt. Das Conseil ward von den drey übrigen Ministern *) gebildet. Kolbert erhielt das Finanzwesen, obgleich man dem Marschall von Villeroi Hoffnung dazu gemacht hatte, und von der Zeit an bemächtigte er sich desjenigen Vertrauens beym Könige, wodurch er nachmals sich zur ersten Stelle im Staate empor schwang.

Unter den Papieren Fouquets fand man mehr Liebesbriefe als wichtige Urkunden über die Geschäfte. Da man unter jenen mehrere von der Hand solcher Damen ent-

*) De Lionne, Le Tellier, Kolbert.

deckte, auf die man nie den Verdacht eines Umgangs mit ihm zu werfen gewagt hätte, so gab dies Gelegenheit zu dem Bon-Mot: alle respektable Weiber in Frankreich hätten ihm Liebesbriefe geschrieben. — Nur eine wurde überwiesen. Es war Fräulein Mesurville, eine der Kammerdamen der Königin, ein vollkommen schönes Mädchen, die der Herzog von Anvilliers hatte heirathen wollen. Sie ward vom Hofe entfernt, und ging in ein Kloster.

Drittes Buch.

Der Graf von Guiches hatte den König auf seiner Reise nach Nantes nicht begleitet. Vor der Abreise hatte Madame gewisse Aeusserungen des Grafen wieder erfahren, durch die er dem Publikum verstehen zu geben schien, daß man nicht irrte, wenn man meyne, er sey in sie verliebt. Dies misfiel ihr, und um so mehr, da die Frau von Valentinois, ungeachtet sie von ihm den Auftrag hatte zu seinem Vortheile bey Madame zu sprechen, es dennoch nie gethan, ihr vielmehr immer gesagt hatte, ihr Bruder wage es nicht, seine Au-

gen auf sie zu richten, und sie bâte sie, nichts von dem zu glauben, was ihr etwa geschäftige Zwischenträger in seinem Namen sagen möchten. Sonach fand Madame nichts, als eine für sie beleidigende Eitelkeit in den Aeußerungen des Grafen. So jung sie auch war, so sehr auch Mangel an Erfahrung ihre Jugendfehler vervielfältigte, entschloß sie sich dennoch, den König zu bitten, daß er dem Grafen befehlen möchte, ihn nicht nach Nantes zu begleiten; aber die Königin-Mutter war ihr hierin schon zuvor gekommen, und sie konnte sich ihre Bitte ersparen.

Während der Reise nach Nantes begab sich Frau von Valentinois nach Monaco. Monsieur war immer noch so in sie verliebt, als er dessen fähig war.

Seit ihrer Kindheit ward sie von Pequilin, jüngern Sohn des Hauses Lausün*) leidenschaftlich geliebt. Da sie verwandt waren, so hatte er in dem Hause Grammont freyen Zutritt; und da sie beyde zu feurigen Leidenschaften neigten, so war die Liebe, die unter ihnen entstand außerordentlich. Frau von Valentinois war, seit einem Jahre, wider ihren Willen mit dem Fürsten von Monaco vermählt worden; da aber ihr Gemahl nicht liebenswürdig genug war, um ihr Herz von ihrem Liebhaber abzuziehen, so blieb ihre Neigung zu diesem in ihrer voller Stärke. Demnach war es ihr äußerst schmerzlich, ihn verlassen zu müssen und er, um sie länger zu sehen, verkleidete sich bald als Kaufmann,

*) Nachmals Herzog von Lausün.

bald als Postillion, kurz, war in lauter solchen Gestalten um sie, die ihn ihrem Gefolge unkenntlich machen konnten. Bey ihrer Abreise suchte sie Monsieur zu bereden, nichts von allen dem zu glauben, was man ihm von ihrem Bruder in Rücksicht seiner Gemahlin sagen dürfte, und ihm das Versprechen abzudringen, daß er ihn nicht vom Hof entfernen wollte. Aber Monsieur, der schon voll Eifersucht auf den Grafen war, und diejenigen Anwandlungen von Unwillen auf die Prinzessin fühlte, die einem gewöhnlich sind, wenn man Ursach zu haben glaubt, sich über eine geliebte Person zu beklagen — schien nicht geneigt, ihr die Erfüllung dieser Bitte zu gewähren, und so gingen sie, da sie dies verdroß, ziemlich gespannt auseinander.

Die Gräfin von Soissons, die der König geliebt hatte und die jetzt eine Liebschaft mit dem Marquis von Vardes unterhielt, fühlte ebenfalls grossen Verdruß, der durch die immer wachsende Liebe des Königs zu der la Valiere ihr verursacht, und desto empfindlicher dadurch wurde, daß letztere sich ganz nach den Gesinnungen des Königs benahm, und weder Madame noch der Gräfin von Soissons sagte, was zwischen ihr und dem Könige vorging. So sahe letztere wohl, daß diese Galanterie den König, der vorher beständig um sie gewesen war und gern ihre Vergnügungen mit ihr getheilt hatte, immer mehr von ihr entfernte. Dieß vermehrte ihre Freundschaft für die la Valiere eben nicht. Letztere bemerkte dieß

bald, und die Eifersucht, die man gewöhnlich auf Personen hat, welche ehedem von dem geliebt wurden, den man jetzt gefesselt hält, verbunden mit dem Unwillen darüber, daß sie ihr zu schaden suchte, flößte ihr einen entschiedenen Haß gegen die Gräfin von Soissons ein.

Obgleich der König wünschte, daß die la Valiere keine Vertraute haben möchte, war es dieser, bey ihrer Jugend und ihrer nicht ausgezeichneten Feinheit, doch unmöglich das große Geheimniß, von dem Könige geliebt zu werden, bey sich verschlossen zu behalten. Madame hatte ein Kammerfräulein, Namens Montalais, ein Mädchen von Geist, die aber sehr zur Intrigue und Zwischenträgerey geneigt war, und sich, in ihrem Benehmen, eben nicht

sehr von Ueberlegung und Verstand leiten ließ. Sie hatte nie einen andern Hof kennen gelernt, als den Hof der verwittweten Herzogin von Lothringen zu Blois, bey welcher sie Ehrendame gewesen war. Ihr geringes Maß von Erfahrung und ein großer Hang zur Galanterie, machte sie also zu der Rolle einer Vertrauten sehr geschickt. Diese hatte sie schon bey der la Valiere gespielt, als letztere noch zu Blois war und ein Verständniß mit einem gewißen Bragelour unterhielt. Man hatte schon Briefe gewechselt, Frau von St. Renni war dahinter gekommen, und kurz, die Sache war noch nicht weit gegangen. Indessen hatte sie dem Könige große Bewegungen von Eifersucht erweckt.

Da also die la Valiere mit einem Mädchen auf Einem Zimmer wohnte, der sie

sich schon einmal anvertraut hatte, so vertraute sie sich ihr auch zum zweytenmal ohne Zurückhaltung; und da die Montalais weit mehr Verstand und Feinheit besaß, als sie, so machte ihr diese Entdeckung große Freude und große Hofnung. Es war ihr nicht genug, das Vertrauen der la Valiere zu haben; sie suchte auch noch ein ähnliches bey Madame selbst zu gewinnen. Sie glaubte zu bemerken, daß der letztern der Graf von Guiches nicht gleichgültig sey; und als dieser nach der Zurückkunft des Königs von Nantes, wieder in Fontainebleau war, so schloß sie sich an ihn, und wußte ihm so lange und von so vielen Seiten her, auszuhorchen, daß er endlich sprechen und ihr bekennen mußte, daß er in Madame verliebt sey. Sie versprach ihm ihre guten

Dienste bey diesem Verständniß und hielt auf eine sehr thätige und meisterliche Art ihr Wort.

Um diese Zeit kam die Königin mit den Dauphin nieder. Madame war den ganzen Tag der Entbindung bey ihr gewesen, und da sie, bey ihrer eigenen Schwangerschaft, sich sehr abgemattet fühlte, so begab sie sich in ihr Zimmer, wohin niemand ihr folgte, weil alles bey der Königin zurückbleiben mußte. Die Montalais war allein um sie, und nutzte diese Gelegenheit zum Vortheile des Grafen von Guiches. Sie ließ sich vor Madame auf die Kniee nieder und fing an ihr von der Liebe des Grafen zu erzählen. Entdeckungen dieser Art mißfallen selten jungen Weibern so sehr, daß sie Kraft genug haben sollten,

sie zurückzuweisen; überdieß war Madame zu schüchtern, um sich nachdrücklich erklären zu können, und so ließ sie halb verlegen, halb gefällig, die Montalais Hofnung fassen. Den folgenden Tag brachte sie ihr schon Briefe von dem Grafen von Guiches. Madame wollte sie nicht lesen, aber die Montalais erbrach und las sie. Einige Tage darauf ward Madame von einer Unpäßlichkeit befallen. Sie ließ sich in einer Litiere nach Paris bringen. In dem Augenblick, wo sie dieselbe bestieg, warf die Montalais ein Paket Briefe von dem Grafen von Guiches hinein. Madame las sie unterwegs und gestand nachher der Montalais, daß sie dieselben gelesen habe. Kurz Madame's Jugend, die Anmuth des Grafen von Guiches

und besonders die Thätigkeit der Montalais verwickelten sie nun in eine Liebschaft, die ihr nach der Zeit großen Verdruß machte. Monsieur war immer noch eifersüchtig auf den Grafen, aber dieser kam dennoch oft in die Tuillerien, wo Madame damals wohnte. Ihre Krankheit ward ziemlich stark. Er schrieb drey bis viermal täglich an sie. Mehrentheils las Madame diese Briefe nicht, sondern sie ließ sie in den Händen der Montalais; selbst, ohne nachzufragen, wo sie geblieben wären. Letztere wagten es nicht, sie auf ihrem Zimmer zu behalten; sie gab sie also einem Liebhaber, den sie damals hatte, Namens Malicorne, zum Aufheben.

Der König war kurz nach Madame ebenfalls nach Paris gekommen. Er

sah die la Valiere beständig bey ihr. Gewöhnlich kam er des Abends und dann unterhielt er sich mit ihr in einem Kabinet. Freylich waren alle Thüren offen, aber es fiel eben so wenig jemanden ein, hineinzu treten, als wenn sie von Erz gewesen wären.

Indessen ward der König doch dieses Zwanges überdrüssig; und obgleich die Königin-Mutter, vor welcher er sich noch scheuete, ihn mit der la Valiere unausgesetzt quälte, so unternahm er doch, als sich jene eine Weile krank stellte, sie auf ihrem eigenen Zimmer zu besuchen.

Die junge Königin wußte nicht, in wen ihr Gemahl eigentlich verliebt war; daß er es wirklich sey, ahnte sie wohl, und da sie nicht wußte, wohin eigentlich ihre Ei-

fersucht fallen sollte, so lenkte sie dieselbe auf Madame.

Der König bemerkte das Vertrauen, worin die Montalais bey der la Valiere stand. Das intrigante Wesen jenes Mädchens misfiel ihm. Er verbot la Valiere, gegen sie offenherzig zu seyn. Oeffentlich gehorchte sie ihm, aber des Nachts war die Montalais bey ihr, und ihr Vertrauen zu ihr ward stärker, als vorher.

Madame, die immer noch krank war, ließ sie oft holen, unter dem Vorwande, daß sie ihr vorlesen sollte. Wenn sie Madame verließ, so war es, um dem Grafen von Guiches zu schreiben, was drey bis viermal täglich geschah. Auch an Malicorne schrieb sie, um ihm Nachrichten von den Angelegenheiten Madame's und

der la Valiere zu geben. Nebenher war sie auch noch die Vertraute der Frau von Tonnay-Charente, die eine Liebschaft mit dem Marquis von Marmoutiers unterhielt, der mit ihr vermählt zu werden wünschte. Eine einzige dieser Konfidenzen hätte Eine Person ganz beschäftigen können, aber die Montalais verstand allen dreyen auf einmal ein Genüge zu thun.

Der Graf von Guiches und sie setzten sich vor, es so weit zu bringen, daß er Madame einmal unter vier Augen sehen könnte. Madame, die sonst sehr schüchtern war ernsthaft zu sprechen, war es nicht bey Unternehmungen solcher Art. Sie merkte die Folgen derselben nicht, und fand an dem Romantischen, das darin lag, Gefallen. Die Montalais wußte An-

stalten dazu zu treffen, auf die kein Andere gefallen wäre. Der Graf von Guiches fand es, bey seiner Jugend und seinem Unternehmungsgeiste höchst heroisch und schön, alles zu wagen, und so setzten sich Madame und Er, obgleich beyde keine eigentliche Liebe für einander fühlten, der größten Gefahr aus. Madame war krank, und von allen Kammerfrauen und Mädchen umgeben, die um eine Person ihres Ranges, bey solchen Gelegenheiten geschäftig zu seyn pflegen, und keine von allen wußte um ihr Geheimniß; dennoch ließ sie den Grafen von Guiches, oft an hellem Tage in der Gestalt eines Weibes, das wahrsagte, zu sich hereinführen; und der Graf, den sie täglich sahen, übte seine Wissenschaft selbst an ihnen, ohne daß sie

ihn erkannten. Zuweilen erschien er auch in andern Gestalten, aber doch immer unter der dringendsten Gefahr entdeckt zu werden. Diese Zusammenkünfte wurden mit Spott auf Kosten Monsieurs und mit andern ähnlichen Scherzen zugebracht, also gar nicht unter Ausbrüchen der feurigen Leidenschaft, die sie auf diesem höchst gefährlichen Wege zusammen zu führen schien.

Um diese Zeit war es, als man in einem Hause wo sich der Graf von Guiches mit Vardes befänd, das Gerücht ausbrachte: Madame befände sich übler als man glaubte, und die Aerzte meynten, sie würde von ihrer Krankheit nicht wieder aufkommen. Der Graf von Guiches war sehr erschrocken darüber. Vardes führ-

te ihn weg, und half ihn dadurch seine Bestürzung verbergen. Der Graf entdeckte ihm sein Verhältniß mit Madame und machte ihn zu seinem Vertrauten. Madame mißbilligte diesen Schritt sehr. Sie suchte ihn zu vermögen, daß er mit Vardes brechen sollte; aber er sagte: Schlagen will ich mich mit ihm, Ihnen zu gefallen, aber brechen kann ich mit meinem Freund nicht!

Die Montalais wollte diesem Verständnisse eine gewisse Wichtigkeit verschaffen. Sie glaubte, wenn sie recht viel Personen um dasselbe wissen ließe, eine Intrigue zu Stande zu bringen, durch die man den Staat regieren könnte. Demnach wollte sie auch die la Valiere in Madamens Interesse verflechten. Sie erzählte

ihr alles, was in Absicht des Grafen von Guiches vorging, und nahm von ihr das Versprechen, dem Könige nichts davon zu entdecken. Die la Valiere hielt diese Zusage in der That, so oft sie auch dem Könige versprochen hatte nichts vor ihm geheim zu haben.

Madame wußte nicht, daß die la Valiere von ihren Verhältnißen unterrichtet war; aber sie wußte von ihr alles durch die Montalais. Das Publikum merkte etwas von ihrem Verständniße mit dem Grafen von Guiches. Der König that an sie einige kleine Fragen darüber; aber von dem wahren Grunde war er bey weitem nicht unterrichtet. Ich weiß nicht, ob es bey Gelegenheit dieses oder eines andern Vorfalls war, wo der König ge-

gen die la Valiere einige Worte fallen ließ, aus denen sie schloß, er wisse, daß sie ein Geheimniß vor ihm habe; sie ward bestürzt, und ließ ihn bemerken, daß sie ihm wirklich sehr wichtige Dinge verhcele. Der König gerieth in großen Zorn darüber; aber sie gestand ihm dennoch nicht, was es wäre. Er verließ sie wie außer sich. Sie hatten einander mehrmahls das Versprechen gegeben, daß sie, wenn sie sich gezankt hätten, sich nicht eher niederlegen wollten, als bis sie sich mit einander ausgesöhnt und einander geschrieben hätten. Die Nacht verging, und der König hatte nichts von sich hören lassen. Die la Valiere hielt sich für verloren, und kam aus aller Fassung. Des Morgens in aller Frühe entfernte sie sich aus den Tuillerien und

lief, wie von Sinnen, in ein kleines, unbekanntes Kloster zu Chaillot.

Man meldete dem Könige, daß man nicht wüßte, wo Fräulein la Valiere geblieben wäre. Der König gerieth bey seiner heftigen Liebe in große Bestürzung. Er kam nach den Tuillerien, um von Madame zu erfahren, wo sie sey. Diese wußte es nicht, wußte nicht einmal die Ursache, weshalb sie sich entfernt hatte.

Die Montalais war ebenfalls im äußersten Grade unruhig. Zu dieser hatte sie bloß gesagt, sie sey in Verzweiflung und ihretwegen sey sie unglücklich geworden.

Der König erfuhr endlich nach vielen Nachforschungen, wo sie sich befände. Er ritt, von drey Personen begleitet, mit verhängtem Zügel nach dem Kloster, und fand

sie außerhalb der Klausur im Sprachzimmer, weil man sie innerhalb nicht hatte aufnehmen wollen. Sie lag ganz abgehärmt und trostlos auf plattem Boden.

Der König blieb mit ihr allein; und, nach einer langen Unterredung, gestand sie ihm alles, was sie vor ihm geheim gehalten hatte. Dieß Geständniß verschafte ihr aber noch nicht Verzeihung. Der König that ihr bloß die dringendsten Vorstellungen, das Kloster zu verlassen, und schickte nach einem Wagen, um sie zurück bringen zu lassen.

Er selbst kam nach Paris zurück, um Monsieur zu bewegen, daß er sie wieder zu sich nähme; denn dieser hatte erklärt, es sey ihm recht lieb, daß sie weg wäre, und er würde sie nie wieder aufnehmen. Der König ging auf einer Seiten-Treppe

in die Tuillerien und trat in einem kleinen Kabinet ab, wohin er Madame rufen ließ. Er wollte sich nämlich nicht gern sehen lassen, weil er geweint hatte. Er bat Madame, die la Valiere wieder zu sich zu nehmen, und erzählte ihr alles, was er durch letztere von ihr und ihrem Verständnisse erfahren hatte. Madame war sehr bestürzt darüber, wie man leicht denken kann, aber leugnen konnte sie nichts von allem. Sie versprach dem Könige, mit dem Grafen von Guiches zu brechen und die la Valiere wieder zu sich zu nehmen.

Es kostete ihm viel Mühe, dieß von Madame zu erhalten, aber er bat sie so sehr und vergoß so viel Thränen dabey, daß es ihm endlich gelang. Die la Valiere trat ihren Dienst wieder an, aber es dauer-

te lange, ehe der König sich ganz wieder mit ihr aussöhnte. Er konnte sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß sie fähig gewesen war, ihm etwas zu verheimlichen; und ihr war es unerträglich, nicht mehr so viel als vorher, bey ihm zu gelten. Sie war eine Zeit lang wie von Sinnen.

Der König verzieh ihr endlich; und die Montalais wußte sich so geschickt zu benehmen, daß sie sein Vertrauen gewann. Er fragte sie mehrmals über die Geschichte mit Bragelone aus, um die sie, wie ihm bekannt war, wußte; und da sie sich auf das Lügen besser verstand, als die la Valiere, so ward er ruhiger, nachdem er mit ihr gesprochen hatte. Indessen ward seine Eigenliebe doch immer noch durch die Besorgniß gefoltert, daß er nicht der erste seyn

möchte, den die la Valiere geliebt habe; er fürchtete sogar, daß sie den Bragelone noch liebte.

Mit einem Worte: er fühlte die ganze Unruhe und Reitzbarkeit, welche wahre Liebe zu begleiten pflegen; und letztere fühlte er in sehr hohem Grade, obgleich seine Furcht vor der Königin-Mutter, und ein feines Gefühl für Decenz, ihn hinderte gewisse schnelle, auffallende und unüberlegte Schritte zu thun, die sich wohl Andre hätten zu Schulden kommen lassen.

Wahr ist es indessen auch, daß der ziemlich eingeschränkte Geist der la Valiere sie hinderte, aus dem Kredit, in welchem sie bey ihm stand, alle die Vortheile zu ziehen, die jede Andre aus solch einer heftigen Leidenschaft gezogen haben

würde; aber sie hatte keinen andern Plan, als von dem Könige geliebt zu werden, und ihn zu lieben. Sie war sehr eifersüchtig auf die Gräfin von Soissons, zu welcher der König noch alle Tage ging, so viel Mühe sie sich auch gab, dieß zu verhindern.

Die Gräfin von Soissons wußte wohl, wie schlecht sie bey der la Valiere stünde, und, voll Verdruß, den König in ihren Händen zu sehen, beschloß sie mit dem Marquis von Vardes der Königin zu hinterbringen, daß ihr Gemahl in sie verliebt sey. Sie glaubten, daß die Königin, wenn sie diese Liebschaft erführe, von der Königin-Mutter unterstützt, Monsieur und Madame dahin bringen könnte, die la Valiere aus den Tuille-

rien fortzuschaffen, und daß sodann der König wenn er nicht wüßte, wo er sie lassen sollte, sie zur Gräfin von Soissons bringen würde, die sie sodann in Händen hätte.

Noch glaubten sie, daß der Verdruß, den ihm die Königin darüber bezeigen würde, ihn dringen könnte, die la Valiere aufzugeben, und daß er, wenn er einmal mit ihr gebrochen, sich an eine Andre schließen würde, auf die sie vielleicht mehr Einfluß hätten. Kurz, diese Schimären, oder andere ähnliche, vermogten sie zu dem seltsamsten und gewagtesten Entschluß. Sie schrieben einen Brief an die Königin, worin sie ihr alles, was vorging, entdeckten. Die Gräfin von Soissons raffte in dem Zimmer der Königin ein Kouvert

von einem Brief ihres Vaters an sie auf. Vardes vertraute dem Grafen von Guiches dieß Geheimniß an, und er mußte, weil er Spanisch konnte, den Brief in diese Sprache übersetzen. Der Graf nahm sehr bereitwillig an dieser Kabale Theil, weil er sich seinem Freunde verbinden wollte, und weil er die la Valiere nicht leiden konnte.

Nachdem der Brief in das Spanische übersetzt worden war, ließen sie ihn durch einen Mann abschreiben, der nach Flandern gehen und nicht wieder zurückkommen sollte. Eben dieser Mann gab ihn im Louvre an einen Kammer-Lakayen ab, mit dem Auftrag, ihn der obersten Kammerfrau der Königin, Signora Moliniera, zuzustellen, als ob er aus Spanien käme. Diese

aber fand den Weg, auf welchem der Brief in ihre Hände kam, sehr ungewöhnlich, und eben so die Art, wie er gebrochen war. Kurz, sie erbrach, mehr aus Instinkt als aus Ueberlegung, das Schreiben, las es und trug es zum Könige.

Obgleich der Graf von Guiches dem Bardes versprochen hatte, Madamen von diesem Briefe nichts zu sagen, entdeckt' er es ihr dennoch, und diese vertrauete es, ihres gegebenen Worts ungeachtet, der Montalais. Der König war im höchsten Grade aufgebracht. Er wandte sich an mehrere, von denen er Auskunft erhalten zu können glaubte, und unter andern auch an Bardes, als einen Mann von Kopf, in dem er Vertrauen setzte. Bardes war über den Auftrag, den ihm der

König gab, nicht wenig verlegen; indessen fand er Mittel, den Verdacht auf die Frau von Navailles,*) zu leiten, und der König glaubte dieß so fest, daß viele der Verdrießlichkeiten, die ihr nachmals begegneten, dadurch veranlaßt wurden.

Unterdessen wollte Madame dem Könige Wort halten und ihren Umgang mit dem Grafen von Guiches abbrechen. Auch die Montalais hatte sich gegen ihn verpflichtet, nicht mehr Theil an diesem Verständnisse zu nehmen. Dessen ungeachtet hatte sie, bevor diese Trennung zu Stande kam, dem Grafen Gelegenheit gemacht, Madame unter vier Augen zu sehen, um, wie sie sagte, Mittel auszufinden, sich nie wieder zu sprechen. Aber, in

*) Ehrendame der jungen Königin.

der That, unter vier Augen finden Verliebte solche Mittel nicht. Auch hatte diese Unterredung wenig geholfen, obgleich sie auf eine Weile die Korrespondenz aufhob. Die Montalais versprach dem Könige noch einmal, dem Grafen nicht mehr beförderlich zu seyn, wenn er ihn nur nicht vom Hof entfernen wollte. Madame verlangte von ihm dasselbe.

Vardes, der das ganze Vertrauen Madame's besaß, der sie täglich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit sehen konnte, setzte sich, sey es aus Eitelkeit oder Hang zur Intrigue, oder aus wirklicher Liebe gewesen, in den Kopf, sich ihrer ganz zu bemächtigen und den Grafen von Guiches zu entfernen. Er wußte um das Versprechen, welches Madame dem Könige gegeben

hatte, aber er sah auch, daß es schlecht gehalten werden würde.

Er verfügte sich also zu dem Marschall von Grammont und meldete ihm einen Theil von dem, was vorging. Er rückte ihm die Gefahr vor Augen, die sein Sohn liefe, und rieth ihm, denselben zu entfernen, und bey dem Könige anzuhalten, daß er ihm das Kommando über die Truppen geben möchte, die damals zu Nancy waren.

Der Marschall von Grammont, der seinen Sohn sehr lieb hatte, folgte Vardes Rathe, und hielt beym Könige um jene Stelle für seinen Sohn an. Da das Ganze für den Grafen von Guiches sehr vortheilhaft war, so glaubte der König, er habe es selbst gewünscht und der Posten ward ihm gegeben.

Madame wußte nichts von dem, was vorging. Vardes hatte weder ihr, noch weniger dem Grafen etwas davon gesagt, und man hat es erst nachher erfahren. Madame war nach dem Palais-Royal gezogen, wo sie ihre Wochen hielt. Ihr Zimmer stand für jedermann offen. Damen aus der Stadt, die nichts von dem Interesse wußten, das Madame an dem Grafen von Guiches nahm, erzählten als eine gleichgültige Sache, daß er von dem Könige das Kommando über die Lothringischen Truppen verlangt und erhalten habe, und daß er in wenig Tagen abreisen würde.

Madame war bey dieser Nachricht sehr überrascht. Denselben Abend kam der König zu ihr. Sie sprach mit ihm dar-

über, und er sagte ihr daß der Marschall von Grammont ihn um jenes Kommando für seinen Sohn gebeten, als um eine Stelle, die diesem sehr erwünscht wäre, und daß der Graf von Guiches seine Danksagung dafür schon abgestattet habe.

Madame fand sich sehr beleidigt, daß der Graf ohne ihr Mitwissen den Entschluß gefaßt hatte, sich von ihr zu entfernen. Sie äußerte dieß gegen die Montalais und trug ihr auf, mit ihm zu sprechen. Diese that es; und der Graf, voll Schmerz darüber, daß er abreisen und Madame aufgebracht gegen sich wissen sollte, schrieb an letztere und erbot sich, dem Könige vorzustellen, daß er das Kommando in Lothringen nicht verlangt habe, und es von sich abzulehnen.

Anfangs war Madame mit diesem Briefe nicht zufrieden. Der Graf wollte seinem heftigen Temperamente folgen, nicht abreisen und das Kommando dem Könige zurückgeben. Vardes fürchtete, er möchte unüberlegt genug seyn, diesen Schritt zu thun. Stürzen wollte er ihn gerade nicht, sondern bloß entfernen. Er ließ ihn unter der Aufsicht der Gräfin von Soissons, die von diesem Tage an, Theilnehmerin an dem Geheimniße ward, und verfügte sich zu Madame, um sie zu vermögen, daß sie an den Grafen schriebe: sie wünschte daß er nach Nancy reise. — Das Benehmen des Grafen, worin sich wirklich Stolz und Liebe spiegelten, gefiel ihr; sie that, was Vardes verlangte, und der Graf beschloß, abzureisen, unter dem Be-

ding, daß er Madame noch einmal sprechen könnte.

Die Montalais, die sich jetzt, da der König den Grafen entfernte, des Versprechens entbunden glaubte, das sie ihm gegeben, nahm es auf sich, diese Bestellung zu veranstalten; und da Monsieur im Louvre zu Mittage speis'te, so ließ sie den Grafen gegen Mittag auf einer heimlichen Treppe herein und verschloß ihn in ein Kabinet. Als Madame gespeis't hatte, that sie, als ob sie Mittagsruhe halten wollte, und entfernte sich. Der Graf erschien sogleich und sie sagten einander Lebewohl. Darüber kam Monsieur zurück. Es war kein anderes Mittel übrig, als den Grafen in einem Kamin zu verstecken, wo er sehr lange bleiben mußte. Endlich

holte ihn die Montalais ab. Sie glaubte außer Gefahr zu seyn, aber sie irrte sich sehr.

Eine ihrer Mitfräulein, Namens Artigny *), deren Leben eben nicht das musterhafteste gewesen war, hatte einen starken Groll auf sie. Dies Mädchen war von der Frau von Baziniere, ehemals Chimerault, bey welcher die Zeit den Hang zur Intrigue nicht unterdrückt hatte, bey Madame als Kammerfräulein untergebracht worden. Die Artigny beobachtete die Montalais auf allen Schritten, weil sie neidisch über die Gnade war, worin sie bey Madame stand; und sie bekam bald Verdacht, daß irgend eine Intrigue durch

*) Nachmals Gräfin du Roule.

ihre Hände ginge. Sie entdeckte dieß der Frau von Baziniere, die sie aufmunterte, sich nähere Aufklärung darüber zu verschaffen. Sie gesellte ihr eine gewisse Merlot als Kundschafterin zu, und beyde waren so wachsam, daß sie herausbrachten, der Graf von Guiches sey in Madamens Zimmer.

Die Frau von Baziniere gab der Königin-Mutter durch die Artigny Nachricht davon; und die Königin-Mutter, was man einer Frau von ihrer Gutmüthigkeit nicht verzeihen kann, verlangte daß Frau von Baziniere Monsieur selbst davon benachrichtigen sollte. So entdeckte man dem Prinzen, was man jedem andern Gemahl verheimlicht haben würde.

Er beschloß mit der Königin-Mutter, die Montalais fortzuschaffen, ohne daß Madame und nicht einmal der König darum wüßte, aus Furcht, er möchte dagegen seyn, weil jenes Mädchen gut bey ihm stand. Ohne zu bedenken, daß dieser übereilte Schritt Dinge unter die Leute bringen würde, die noch wenig bekannt waren, beschlossen sie bloß, zugleich noch ein anderes Fräulein fortzuschaffen, deren Aufführung nicht die unbescholtenste war.

Demnach kündigte eines Morgens die Marschallin du Plessis, auf Befehl Monsieurs den beyden Mädchen an, daß er ihre Dienste nicht länger begehre. Zugleich fuhr ein Wagen vor, zu welchem man sie führte. Die Montalais beschwor die Marschallin, ihre Kasetten ihr aus-

liefern zu lassen, weil Dinge darin wären, die, wenn Monsieur sie in die Hände bekäme, Madamen unglücklich machen könnten. Die Marschallin bat Monsieur um Erlaubniß, die Kästchen ausliefern zu dürfen, doch ohne ihm zu sagen, aus was für Gründen. Monsieur war in der That so gutherzig, sie verabfolgen zu lassen, was fast unerklärbar an einem Manne war, der so grossen Hang zur Eifersucht hatte. Die Marschallin ihrerseits dachte auch nicht daran, die Kästchen in Beschlag zu nehmen, und ihren Inhalt Madamen auszuliefern. So bekam die Montalais, die zu ihrer Schwester zog, sie wieder in ihre Hände.

Als Madame aufgestanden war, kam Monsieur in ihr Zimmer, und sagte ihr, die beyden Mädchen habe er fortschaffen lassen.

Sie war überrascht, und er entfernte sich ohne weiter etwas hinzu zu setzen. Einige Augenblicke nachher, ließ ihr der König sagen, daß er nicht um diesen Schritt ihres Gemahls wisse, und daß er sie so bald als möglich sehen würde.

Monsieur verfügte sich unterdessen zur Königin von England, die damals im Palais-Royal wohnte, um ihr alles zu klagen. Sie kam zu Madame, gab ihr einige gelinde Verweise und sagte ihr alles, was Monsieur für gewiß wußte, damit sie ihm nur dies eingestehen, und ihm nicht etwa mehr sagen möchte.

Monsieur und Madame hatten eine lange Erläuterung darüber. Madame gestand ihm, daß sie den Grafen von Guiches unter vier Augen gesprochen, daß es

aber nur einmal geschehen sey, und daß er ihr höchstens zwey oder dreymal geschrieben habe.

Monsieur fand sich durch die Rolle von Uebergewalt, die er während des Geständnisses seiner Gemahlin spielte, so geschmeichelt, daß er ihr das lästige desselben versüßen zu müssen glaubte. Er umarmte sie, und sein Unwillen verschwand fast gänzlich. Bey jedem Andern würde er heftiger und anhaltender gewesen seyn, aber es fiel ihm nicht ein, sich an den Grafen von Guiches zu rächen, und obgleich das Geräusch welches die Sache gemacht hatte, ihn ehrenhalber dazu zu bringen schien, bezeigte er doch nicht den geringsten Verdruß. Nur dafür sorgte er, daß Madame keinen Umgang mehr mit der Montalais unterhalten könnte; da diese aber noch mit der la

Valiere in einer engen Verbindung stand, so ließ er sich von dem Könige versprechen, daß auch diese mit ihr brechen sollte. Dies geschah nach und nach, und die Montalais ging in ein Kloster.

Man kann leicht denken, daß Madame versprach, alle Verbindung mit dem Grafen von Guiches aufzuheben. Selbst dem Könige sagte sie es zu; aber sie hielt nicht Wort. Vardes blieb der Vertraute bey diesem Verständnisse, selbst unter der Gefahr, die Freundschaft des Königs zu verlieren. Da er den Grafen das Geheimniß mit dem spanischen Brief hatte wissen lassen, so zog dies ihre Verbindung vollends so enge zusammen, daß sie ohne die höchste Unbesonnenheit nicht mit einander brechen konnten. Jetzt erfuhr Vardes,

daß die Montalais ebenfalls darum wußte, und deshalb begegnete er ihr mit einer Achtung, deren Grund sich das Publikum nicht erklären konnte. Auf der andern Seite war es ihm auch lieb, sich dadurch ein Verdienst um Madame stiften zu können, daß er eine Person unter seinem Einfluß hatte, die so viel von ihren Geheimnissen wußte.

Der Umgang der Montalais mit der la Valiere war immer noch nicht ganz aufgehoben. Sie schrieb, auf Vardes Antrieb, der letztern zwey lange Briefe, worin sie ihr Regeln ihres Benehmens gab, und ihr aufgab, was sie dem Könige sagen sollte. Der König erfuhr dieß, gerieth in einen schrecklichen Zorn darüber, ließ die Montalais durch einen Exempt aufheben, nach Frontevaux bringen, und

gab Befehl, daß man niemand mit ihr spre- chen lassen sollte. Sie war abermals so glücklich, ihre Briefkästchen zu retten, und sie ließ sie in den Händen Malicornens, der immer noch ihr Liebhaber war.

Der Hof ging nach Saint Germain. Vardes war häufig um Madame; denn die Gräfin von Soissons, die nicht die mindeste Schönheit besaß, konnte ihm die reitzvolle Anmuth Madamens nicht ersetzen. Sobald man zu St. Germain angekommen war, legte es die Gräfin von Soissons, die immer noch der la Valiere ihren Platz beym Könige miß- gönnte, ernstlich darauf an, sie zu verdrän- gen, und ihre Stelle durch Fräulein la Mothe-Haudancour, Kammerfrau der Königin, zu besetzen. — Sie hatte die-

sen Gedanken schon vor der Abreise von Paris genährt, und vielleicht war die Hofnung, daß der König, nach einem Bruch mit der la Valiere, sich an sie schließen würde, ein Grund mit gewesen, warum sie sich mit dem erdichteten spanischen Briefe befaßte. Sie überredete den König, die la Mothe sey leidenschaftlich in ihn verliebt, und er ließ sich, so sehr er auch die la Valiere liebte, wirklich in ein Verständniß mit jener ein. Doch nahm er von der Gräfin von Soissons das Wort, daß sie dem Vardes nichts davon sagen sollte, und bey dieser Gelegenheit zog sie den König ihrem Liebhaber vor, und verschwieg ihm diesen Umgang.

Der Ritter von Grammont *), war in die la Mothe verliebt. Er er-

*) Nachmals Graf von Grammont, eben der, von welchen wir die höchst naiven und witzigen Memoiren haben.

rieth etwas von dem, was vorgegangen war, spürte dem König aufmerksam nach, und brachte bald heraus, daß er in die Zimmer der Kammerfräulein ginge.

Die Frau von Navailles, damals Ehrendame der Königin, kam ebenfalls hinter diesen Umgang. Sie ließ Thüren zumauern und Gitter vor einige Fenster machen. Die Sache ward bekannt. Der König entfernte den Ritter von Grammont und es dauerte mehrere Jahre, eh' er Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt.

Durch die Publizität dieser Geschichte erfuhr auch Vardes, daß die Soissons hinter seinem Rücken mit dem König Ein Spiel gespielt habe, und er gerieth darüber in solch eine gewaltsame Bewegung, daß

seine Freunde, die ihn keiner Liebe fähig geglaubt hatten, sich überzeugten, er fühle für die Gräfin eine sehr heftige. Sie waren nahe daran, mit einander zu brechen; aber der Graf von Soissons, der nur Freundschaft zwischen Vardes und seiner Gemahlin sah, nahm es selbst auf sich, sie mit einander auszusöhnen. Die la Valiere war vor Eifersucht und Kummer außer sich, dennoch unterließ der König nicht, die la Mothe fleißig zu besuchen, weil sie ihn durch Unerbittlichkeit hinzuhalten verstand. Die Königin-Mutter belehrte ihn endlich eines bessern in Absicht der heftigen Liebe, die dieses Mädchen zu ihm gefaßt haben sollte. Sie erfuhr durch irgend jemand dieses Verständniß, und zugleich daß der Marquis von Al-

lüge

lüge und Fouilloux, vertraute Freunde der Gräfin von Soissons, die Briefe machten, welche die la Mothe an den König schrieb. Auch konnte sie ihm den Tag bestimmen, wo er von ihr einen Brief bekommen würde, der ebenfalls unter jenen abgeredet war, worin sie auf die Entfernung der la Valiere dringen sollte.

Sie sagte ihm die eigenen Worte dieses Briefes, um ihm zu zeigen, daß die Gräfin von Soissons ihn zum Besten habe; und an eben dem Abend, wo er ihn erhielt, verbrannt' er ihn augenblicklich, weil er wirklich alles darin fand, was man ihm vorher gesagt hatte. Er brach mit der la Mothe allen Umgang ab, gestand der la Valiere alles, und bat um Verzeihung. Von dieser Zeit an war die la Valiere

von aller Unruhe befreyet, und die la Mothe trug seitdem eine Leidenschaft für den König schau, die sie für alle übrige Männer zur Vestalin machte.

Die Geschichte mit der la Mothe war das merkwürdigste, was zu Saint Germain vorfiel. Leute, die helle Augen hatten, sahen schon, daß Vardes in Madame verliebt sey, aber Monsieur zeigte sich nicht im mindesten eifersüchtig, schien es so gar gerne zu sehen, daß Madame Vertrauen in ihn setzte.

Die Königin-Mutter dachte nicht so. Sie konnte Vardes nicht leiden, und wollte nicht, daß er sich Einfluß bey Madame verschaffen sollte.

Man kam nach Paris zurück. Die la Valiere war immer noch im Palais-Ro-

yal; aber sie war nie in Madamens Gefolge und überhaupt sehr selten bey ihr. Die Artigny, obgleich sie Feindin der Montalais war, erhielt die Stelle derselben. Sie hatte Madamens ganzes Vertrauen und war täglich um sie und den König.

Die Montalais sahe das Glück ihrer Feindin mit Verdruß an, und nahm alle Gelegenheiten wahr, sich, zugleich aber auch Madamen, deren Geheimnisse sie zu erforschen die Unverschämtheit gehabt hatte, an ihr zu rächen.

Als die Artigny nach Hofe kam, befand sie sich schwanger, und schon so hoch, daß der König, der nichts davon gewußt hatte, es bemerkte und sich zugleich darüber äußerte. Ihre Mutter nahm sie zu sich, unter dem Vorwande, daß sie krank sey.

Dieser Vorfall würde nicht so laut geworden seyn; aber die Montalais war so geschäftig und thätig, daß es ihr gelang, gewisse Briefe in die Hände zu bekommen, welche die Artigny an den Vater des Kindes geschrieben hatte. Diese ließ sie an Madame aushändigen, die dadurch eine gerechte Ursach bekam, ein Mädchen zu entfernen, welche ihr großen Verdruß gemacht hatte. Sie erklärte also, daß sie dieselbe nicht wieder zu sich nehmen würde und führte ihre Gründe an. Die Artigny steckte sich hinter die la Valiere, und auf Bitten dieser, suchte der König Madame zu bewegen, daß sie jene behalten möchte. Dieß machte Geräusch, und Madame und der König überwarfen sich sogar bey dieser Gelegenheit. Jene Briefe

wurden der Frau von Montausier *) ausgehändigt, um heraus zu bringen, ob es die Hand der Artigny sey. Endlich schlug sich Vardes, der sich dem Könige gern verbinden, und von diesem erhalten wollte, daß er über seinem Umgang mit Madame ein Auge zudrückte, freywillig ins Mittel, und nahm es auf sich, letztere zu bewegen, daß sie die Artigny in ihrem Dienste behielte. Bey Madamens jugendlichem Leichtsinn, seiner eigenen Verschlagenheit und seinem Einfluß auf sie, ward ihm diese Unternehmung so schwer nicht; und kurz, Madame verstand sich dazu.

Die Artigny bekannte dem König ihr Abentheuer; er nahm dies gut auf und nutz-

*) Ehrendame der Königin.

te die guten Gesinnungen, die sie für ihn kund gab. So mittelmäßig dieß Mädchen in jeder Rücksicht auch war, behandelte er sie doch immer sehr gnädig, und machte nach der Zeit ihr Glück.

Madame und der König söhnten sich wieder aus. Die Königin wußte immer noch nicht, daß ihr Gemahl in die la Valiere verliebt war und glaubte immer noch er sey es in Madame.

Monsieur war sehr eifersüchtig auf den Prinzen von Marsillac, ältesten Sohn des Herzogs von Rochefoucault und er war es um so mehr, da er selbst eine natürliche Neigung zu ihm fühlte, vermöge deren er glaubte, alle Welt müßte ihn lieb haben.

Der Prinz von Marsillac war wirklich in Madame verliebt. Er ließ es sich aber nur durch Blicke oder durch einzelne, hingeworfene Aeußerungen merken, die nur ihr allein verständlich waren. Sie erwiederte seine Liebe nicht, weil sie zu sehr mit der Freundschaft des Marquis von Wardes beschäftiget war, die aber in der That mehr der Liebe, als der Freundschaft ähnlich sahe. Da er durch seine Verpflichtung gegen den Grafen von Guiches gebunden und durch sein Verhältniß mit der Gräfin von Soissons getheilt war, so blieb er zweifelhaft, was er thun sollte, und wußte nicht, ob er sich ganz an Madame schließen, oder bloß ihr Freund bleiben müsse.

Monsieur war auf den Prinzen von Marsillac so eifersüchtig, daß er es dahin brachte, ihn zu entfernen. Um die Zeit, wo er abreis'te, trug sich eine Begebenheit zu, von der sehr laut gesprochen wurde, und deren wahre Umstände erst nach einer Weile bekannt wurden.

Zu Anfange des Frühlings ging der König auf einige Tage nach Versailles. Hier befielen ihn die Masern, und zwar so stark, daß er schon darauf dachte, die Angelegenheiten des Reichs zu bestellen. Er beschloß, den Dauphin unter der Aufsicht des Prinzen von Conti zu geben, der sich durch seine Religiosität den Ruf des redlichsten Mannes im Reich erworben hatte. Aber des Königs Krankheit war nur auf vier und zwanzig Stunden gefährlich.

So viel man auch von einer Ansteckung zu besorgen hatte, war es doch in Versailles nie leer.

Madame reis'te ebenfalls dahin, so sehr sie auch jene Krankheit scheuete. Damals äußerte Vardes zum erstenmale deutlich genug, von welcher Art die Gefühle wären, die er für sie nährte. Madame wies ihn nicht gänzlich ab, vermuthlich, weil es schwer ist, einen liebenswürdigen Vertrauten abzuweisen, wenn der Liebhaber sich abwesend befindet.

Die Frau von Chatillon, die damals näher um Madame war, als alle andre Damen, hatte Vardes Neigung zu ihr bemerkt, und ob sie gleich mit ihm, nach einer sehr genauen Bekanntschaft, sich überworfen hatte, söhnte sie sich doch jetzt wie-

der mit ihm aus, theils, um sich Madamens Vertrauen zu erwerben, theils, um oft Gelegenheit zu haben, einen Mann zu sehen, der ihr sehr gefiel.

Der Graf von Plessis, Monsieurs Oberkammerherr, war gegen Madame so außerordentlich gefällig gewesen, daß er die Briefe bestellte, die sie an Vardes, und die dieser an sie schrieb, und obgleich er wohl merkte, daß dieser Umgang sich auf den Grafen von Guiches bezöge, fuhr er dennoch fort, sich diesem Geschäfte zu unterziehen.

Die Montalais befand sich unterdessen immer noch wie Gefangene, zu Fontevaux. Malicorne und ein gewisser Korbinelli, ein verschlagener junger Mensch, der bey der Montalais in gro-

ßem Vertrauen stand, hatten die Briefe in Verwahrung, welche die Montalais zum Aufheben erhalten hatte, und die für Madame und den Grafen von Guiches von der äußersten Wichtigkeit waren. Denn letzterer hatte sich, während er in Paris war, über den König, der ihm nie wohl wollte, Scherze und beleidigende Ausfälle in seinen Briefen an Madame erlaubt. Als Malicorne und Korbinelli sahen, daß die Montalais in Gefahr war, ganz vergessen zu werden, und sie nebenher auch fürchteten, daß die Zeit die Wichtigkeit dieser Briefe untergraben möchte, beschlossen sie, unverweilt zu versuchen, ob nicht vermöge derselben zum Vortheile der Montalais etwas bewirkt werden könnte, besonders zu einer Zeit, da man ihr

nicht Schuld geben könnte, daß sie etwas darum gewußt habe.

Sie leiteten es demnach so ein, daß die Superiorin de la Fayette mit Madame über jene Briefe sprechen mußte. Auch dem Marschall von Grammont gab man zu verstehen, daß er zum Vortheil der Montalais etwas thun möchte, weil sie so äußerst wichtige Geheimnisse in Händen habe.

Vardes kannte Korbinelli sehr genau. Die Montalais hatte ihm gesagt, daß sie sehr seine Freundin sey; und da Vardes den Plan hatte, sich den Besitz jener Briefe zu verschaffen, so wußte er sich den Korbinelli zu verbinden, und suchte ihn dann zu vermögen, daß er sie durch

LB Coburg

niemand anders, als durch ihn, ausliefern lassen sollte.

Er erfuhr von Madame daß noch andre Personen sich erboten hätten, ihr diese Briefe wieder zu verschaffen. Sogleich eilte er, wie außer sich, zu Korbinelli, und dieser versprach ihm, (ohne übrigens zu gestehen, daß jene Anträge an Madame auch von ihm kämen) die Briefe sollten durch keine andre Hände gehen, als durch die seinigen.

Damals, wo Marsillac vom Hof entfernt wurde, hatte Vardes, der nun beschloß, den Grafen von Guiches mit Madamen gänzlich zu entzweyen, diesem geschrieben, sie unterhalte ein galantes Verständniß mit dem Prinzen von Marsillac. Da der Graf fand, daß diese Nach-

richt, die von seinem besten Freunde kam, der noch dazu so nahe um Madame war, mit dem öffentlichen Gerücht übereinstimmte; so zweifelte er keinen Augenblick an der Wahrheit derselben, und schrieb an Vardes in einem Ton, als ob er von Madamens Untreue völlig überzeugt sey.

Einige Zeit vorher hatte Vardes, um sich in den Augen Madamens ein Verdienst zu stiften, ihr gerathen, die Briefe zurück zu fodern, die der Graf von Guiches von ihrer Hand besäße. Er schrieb an leztern: da jetzt gute Gelegenheit wäre, seine Briefe von Madame zurück zu verlangen, so sollte er auch die ausliefern, die er von ihr in Händen hätte. Der Graf machte nicht die mindeste Schwierigkeit, und

schrieb an seine Mutter, ein gewisses Kästchen, das er ihr in Verwahrung gegeben, den Marquis von Vardes auszuhändigen.

Die Betreibung dieses Geschäftes erforderte, daß Madame und Vardes einander oft sahen und sprachen; und die Superiorin de la Fayette, in der Meynung, daß nur von der Zurückgabe der Briefe die Rede sey, erlaubte gern, daß Vardes insgeheim in dem Sprachzimmer ihres Klosters mit Madame verhandelte. Sie hatten daselbst eine lange Unterredung, in deren Laufe Vardes Madamen entdeckte, der Graf von Guiches sey überzeugt, daß sie ein Verständniß mit Marsillac unterhalte. Er zeigte ihr sogar die Briefe des Grafen über diesen Gegenstand, aus welchen aber nicht kund ward,

daß er derjenige sey, der ihm die falsche Nachricht gegeben. Zugleich erklärte er sich auf eine Art darüber, die wohl zeigte, daß er die Stelle seines Freundes einzunehmen wünschte; und da sein Witz und sein jugendliches, anziehendes Wesen ihn sehr liebenswürdig machte, Madame auch im Grunde mehr Neigung für ihn als für den Grafen fühlte, so konnte es nicht fehlen, daß sie ihn nicht etwas über sich gewinnen lassen sollte.

Bey dieser Gelegenheit beschlossen sie auch, die Briefe welche die Montalais in Händen hatte, zurück zu nehmen. Die Besitzer derselben lieferten sie auch wirklich aus, behielten aber die wichtigsten zurück. Vardes händigte sie Madamen bey der Gräfin von Soissons aus, zugleich mit

denen, die sie an den Grafen von Guiches geschrieben hatte. Sie wurden so gleich verbrannt.

Einige Tage nachher, verabredeten Madame und Vardes eine zweyte Zusammenkunft in dem Kloster zu Chaillot. Madame war wirklich da, aber Vardes kam nicht, und entschuldigte sich mit sehr unstatthaften Gründen darüber. Es fand sich, daß der König die erste Zusammenkunft erfahren, und, sey es, daß Vardes selbst ihm davon gesagt hatte, und nun befürchtete, er möchte eine zweyte nicht gut heißen, oder, daß er eine Entdeckung von Seiten der Gräfin von Soissons scheuete — genug, er stellte sich nicht ein. Madame war sehr aufgebracht darüber. Sie schrieb ihm einen Brief, aus welchem

viel Stolz und Verdruß hervor leuchtete, und sie waren eine Zeitlang entzweyt.

Die Königin-Mutter war den größten Theil des Sommers über krank, und daher kam es, daß der Hof erst im Monat Julius von Paris abging. Der König begab sich nach Marsal, um es zu erobern. Sein Gefolge war sehr zahlreich. Der Prinz von Marsillac, der nur einen Wink, aber keinen Befehl, erhalten hatte, sich zu entfernen, kam zurück und begleitete ihn.

Als Madame sah, daß der König nach Lothringen gieng, wo er wahrscheinlich den Grafen von Guiches sprechen würde, besorgte sie, daß dieser ihm die Umstände ihres Umgangs entdecken möchte. Sie schrieb ihm also, daß sie, wenn ihm

ein Wort darüber entführe, ihn nie wieder sehen würde. Aber dieser Brief kam erst an, als der König schon mit dem Grafen gesprochen, und dieser ihm alles gestanden hatte, was Madame vor ihm geheim gehalten.

Der König behandelte ihn, während der Reise, mit so viel Güte, daß man sich allgemein darüber wunderte. Bardes wußte, was Madame an den Grafen geschrieben hatte; aber er stellte sich, als ob er nicht wüßte, daß dieser den Brief zu spät bekommen, und meldete Madamen, daß die erneuete Gunst des Königs ihn verblendet, und zu einem förmlichen Geständniß seiner Verbindung mit ihr verleitet habe.

Madame war im äußersten Grade aufgebracht darüber, und da sie jetzt einen gerechten Vorwand hatte, mit dem Grafen zu brechen, auch innerlich es wohl gewünscht hatte, so schrieb sie an ihn einen Brief voll Unmuth und Bitterkeit, brach förmlich mit ihm, und verbot ihm, je wieder ihren Namen zu nennen.

Als der Graf nach der Einnahme von Lothringen nichts mehr zu thun fand, bat er den König um Erlaubniß, nach Pohlen gehen zu dürfen. Er hatte an Madame geschrieben, und ihr alles vorgestellt, was sie hätte besänftigen können, aber sie wollte seine Rechtfertigung nicht annehmen und schrieb ihm den Brief, dessen ich vorher erwähnt habe. Der Graf empfing denselben als er eben im Begriff war sich einzuschif-

fen, und er war so ausser sich darüber, daß er gewünscht hätte, der Sturm, der eben ausbrach, möchte seinem Leben ein Ende machen. Indessen war seine Reise doch glücklich. Er vollführte wahre Heldenthaten, und ging im russischen Kriege der Gefahr so unter die Augen, daß er einen Schuß auf die Brust erhielt, der ihm das Leben würde geraubt haben, wenn er nicht grade auf ein Bildniß von Madamen, das er in einer ziemlich starken Kapsel trug, gefallen wäre. Dieses ward in Stücke zerschmettert.

Vardes war sehr zufrieden, daß er seinen Nebenbuhler in jeder Rücksicht so weit von Madame entfernt wußte. Der Prinz von Marsillac war der einzige der ihm noch zu bekämpfen blieb. Obgleich

dieser ihm immer geleugnet hatte, daß er in Madame verliebt sey, so wußte er ihn doch so lange, so von allen Seiten auszuhorchen, daß er endlich die Wahrheit gestehen mußte, und so ward er der Vertraute seines Nebenbuhlers.

Da er ein guter Freund des Herzogs von Rochefoucault war, dem die Liebe seines Sohnes zu Madame äußerst mißfiel, so lag er Monsieur an, des Prinzen von Marsillac zu schonen, indessen befiel jenen, in einer Assemblee, aufs neue eine heftige Anwandlung von Eifersucht. Er rief Vardes, um mit ihm darüber zu sprechen, und dieser, um sich ein Verdienst bey ihm zu stiften, und Marsillac zu verjagen, entdeckte ihm, er habe selbst bemerkt, daß dieser bedeutende Blicke

auf Madame geworfen habe. Zugleich versprach er, zu dem Herzog von Rochefoucault zu gehn, und es ihm zu sagen.

Man kann leicht denken, daß Monsieurs Verdruß steigen mußte, als er seine Entdeckung von Vardes, zu dem er so grosses Vertrauen hatte, bekräftigt sah. Er nahm sich vor, den Prinzen von Marsillac noch einmahl zu entfernen. Vardes war unterdessen bey dem Herzog von Rochefoucault und erzählte ihm, mit ziemlich heimtückischen Wendungen, was er Monsieur gesagt habe. Dieser erzählte dem Herzoge das nemliche. Vardes und der Herzog hätten sich jetzt beynahe entzweyt, besonders da letzterer bey dieser Gelegenheit erfuhr, daß sein

Sohn seine Liebe zu Madame gestanden habe.

Marsillac gieng vom Hofe ab. Er ließ sich mit Vardes, den er bey seiner Durchreise durch Moret daselbst fand, in keine Erläuterungen ein; aber beyde waren von dieser Zeit an gespannt, und unterhielten nur vor den Augen des Publikums den Schein der Freundschaft.

Indessen machte dieser Vorfall Geräusch, und man schloß ohne Mühe daraus, daß Vardes in Madame verliebt sey. Selbst die Gräfin von Soissons hatte Anwandlungen von Eifersucht, aber Vardes wußte sie so geschickt hinzuhalten, daß sie nicht zum Ausbruch kamen.

So war Vardes des zweyten Nebenbuhlers auch los geworden. Nur noch

zwey Personen blieben ihm übrig, die ihm lästig waren, und die, seinem Plane gemäß, nicht Madamens Freunde bleiben sollten. Der Eine war der König, der Andre Gondrin, Erzbischof von Sens.

Des letztern entledigte er sich bald. Er vertraute ihm, der König glaube, er sey in Madame verliebt, und habe im Scherze gesagt: Er würde bald einen Erzbischof nach Nancy schicken müssen.“ — Sogleich machte sich Gondrin nach seiner Diözese auf den Weg und kam seit der Zeit sehr selten von da weg.

Einer ähnlichen Wendung bediente er sich, um Madame zu überreden, der König wolle ihr nicht wohl, und sie müsse sich der Theilnahme ihres Bruders, des Königs von England, versichern, damit er sie

gegen den bösen Willen Ludwigs schützte. Madame erklärte, daß sie sicher auf ihren Bruder rechnen könne; und als Vardes in sie drang, ihm Briefe von denselben zu zeigen, so that sie es. Vardes, um sich beym Könige geltend zu machen, sprach mit ihm davon, und schilderte ihm zugleich Madamen als eine gefährliche Person, die er aber, wie er vorgab, durch seinen Einfluß abhalten würde, schädliche Schritte zu thun.

Und, während er hinter dem Rücken Madamens so verrätherisch sprach, stellte er sich unter ihren Augen feurig in sie verliebt, und sagte ihr, gleichsam wie von der heftigsten Leidenschaft gedrungen, alles wieder, was er von dem Könige wußte.

Er bat sie sogar um Erlaubniß, mit der Gräfin von Soissons brechen

zu dürfen; aber sie gab es nicht zu. Denn obgleich sie gegen seine Leidenschaft zu nachgiebig war, glaubte sie doch zu bemerken, daß es damit nicht aufrichtig gemeynt sey, und dies hinderte sie eine festere Verbindung mit ihm zu knüpfen. Auch entzweyte sie sich bald nachher mit ihm.

Um diese Zeit schienen die Frau von Mekelbourg und Frau von Montespan unter allen Damen am besten bey Madame zu stehen. Die Montespan war eifersüchtig auf die Mekelbourg und dachte auf Mittel sie zu stürzen. Endlich fand sie folgendes. Die Frau von Armagnac war damals in Savoyen, wohin sie die Herzogin von Savoyen begleitet hatte. Monsieur bat Madame sie, wenn sie zurück käme, an allen ihren Lustparthien Theil neh-

men zu lassen. Madame sagte es zu, obgleich es ihr vorkam, daß die Frau von Armagnac sie mehr zu vermeiden, als zu suchen schiene. Die Frau von Mekelbourg sagte Madamen, daß sie die Ursach davon wüßte. Sie erzählte ihr also, daß Frau von Armagnac, vor ihrer Vermählung, ein förmliches Verständniß mit Vardes unterhalten habe; daß sie gewünscht ihre Briefe an ihn wieder zu haben, daß er aber erklärt hätte, sie nur dann ausliefern zu wollen, wenn er gewiß wäre, daß sie mit Niemand eine Liebschaft unterhielte.

Vor ihrer Abreise nach Savoyen hatte sie noch einen Versuch gemacht, die Briefe zurück zu bekommen, aber er hatte sie verweigert, unter dem Vorwande, daß sie Monsieur liebe. Dieser Umstand sey

es, der sie verhinderte, zu Madame zu kommen, weil sie fürchten müßte, ihn bey ihr anzutreffen.

Jetzt, da Madame dies wußte, setzte sie sich vor, die Briefe von Vardes zu fodern, und sie ihr wiederzugeben, damit sie von jenem Zwange befreyet würde. Sie sagte dies der Frau von Montespan, die ihren Vorsatz rühmte, aber sich desselben bediente, um ihr den boshaftesten Streich zu spielen.

Um diese Zeit war le Grand*) in Madame verliebt und ob er gleich es

*) Im Original steht Monsieur le Grand. Ich gestehe nicht zu wissen, wer dieser le Grand war, wenn nicht le grand Condé damit bezeichnet werden soll, nach Art der Franzosen, die, der Kürze wegen, z. B. statt Monseigneur le Duc d'Armagnac bloß Monsieur d'Armagnac sagen.

ziemlich plump ihr zu erkennen gab, glaubte er doch, sie verstehe ihn nicht, weil sie nicht darauf antwortete. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, an sie zu schreiben. Da er aber sich nicht fähig dazu fühlte, so bat er den Herzog von Luxemburg und den Erzbischof von Sens, einen Brief zu entwerfen, den er ihr in die Tasche spielen wollte, damit sie sich nicht weigern könnte ihn anzunehmen. Sie fanden aber nicht für gut, sich darauf einzulassen, gaben vielmehr Madamen Nachricht von seinen

Daß Condé in dieser Stelle gemeynet sey, wird mir aus dem Umstande noch wahrscheinlicher, daß er den Herzog von Luxemburg und den Erzbischof von Sens, beyde sehr bedeutende Männer, zu seinen Vertrauten machte, was er nicht gewagt haben würde, wenn er ein Monsieur le Grand schlechtweg gewesen wäre.

wunderlichen Anwandlungen. Madame bat sie, dahin zu wirken, daß er nicht weiter an sie dächte, und dies gelang ihnen wirklich.

Als die Frau von Armagnac aus Savoyen zurück käm, bemächtigte sich ihrer eine heftige Eifersucht. Frau von Montespan versicherte ihr, daß sie große Ursach dazu habe; denn Madame suche ihre Briefe in die Hände zu bekommen um ihr zu schaden; und wenn sie nicht die Frau von Mekelbourg zu stürzen suchte, so würde sie gestürzt werden. Die Frau von Armagnac, die willig ihre kleine Gabe von Geist anwandte, um Unheil zu stiften, ward mit Frau von Montespan einig, daß Frau von Mekelbourg gestürzt werden müsse. Sie arbeiteten durch

den Grafen von Beauvais bey der Königin-Mutter daran; und Monsieur gewannen sie dadurch, daß sie ihm vorstellten, die Frau von Mekelbourg stånde in zu üblem Ruf, als daß er sie um Madame dulden dürfte.

Jene, ihrerseits, benahm sich mit solch einer unglücklichen Künstlichkeit, daß sie selbst ihren Sturz dadurch herbey zog, und daß Monsieur ihr verbot, zu Madame zu kommen. Letztere war so aufgebracht über die Beleidigung, die einer ihrer Freundinnen wiederfuhr, daß sie der Montespan und Armagnac untersagte, sich ihr je wieder zu nähern. Sie suchte selbst Vardes so weit zu bringen, daß er der letztern drohen sollte, ihre Briefe an Madame auszuliefern, wenn sie nicht bewirkte,

te, daß die Frau von Mekelbourg wieder zu ihr kommen dürfte; aber er, statt dies zu thun, suchte sich durch diesen Vorschlag geltend zu machen, und Madame ward dadurch in der Meynung bestärkt, daß er ein abgefeimter Betrüger sey.

Auch Monsieur hatte dies aus den Zwischenträgereyen geschlossen, die er sich in Absicht seiner und des Königs hatte zu Schulden kommen lassen. Vardes bemerkte dieß und kam nur selten zu Madame. Da er überdieß fand, daß ihm Madame nichts von den Verhandlungen, die sie mit dem König hatte, in ihren Briefen sagte, so fing er an zu glauben, letzterer habe Liebe zu ihr gefaßt; und dieses setzte ihn in einen Zustand von Verzweiflung.

Um eben diese Zeit erfuhr man durch Briefe aus Pohlen, daß der Graf von Guiches, nachdem er wahre Heldenthaten vollführt, mit der polnischen Armee in ein Gedränge gerathen sey, aus welchem keine Rettung möglich wäre. Man erzählte dieß während eines Soupers beym Könige. Madame erschrak aufs heftigste darüber; und es war ein Glück, daß die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr auf die Erzählung selbst gerichtet war, sonst würde ihre Unruhe nicht unbemerkt geblieben seyn.

Madame entfernte sich von der Tafel. Sie traf Vardes an und sagte zu ihm: Ich sehe wohl, daß ich Guiches mehr liebe, als ich glaubte! — Diese Aeußerung, verbunden mit dem Argwohn, den er in Absicht des Königs nährte, be-

stimmte ihn zu dem Entschlusse, sich von nun an anders mit Madame zu benehmen.

Ich glaube, daß er sogleich mit ihr abgebrochen haben würde, wenn nicht zu wichtige Rücksichten ihn abgehalten hätten. Er beklagte sich über die beyden Punkte, die ihn drückten, bey ihr. Madame antwortete ihm scherzend: was den König beträfe, so erlaube sie ihm die Rolle des Eifersüchtigen; und dem Grafen von Guiches wolle sie ihn entdecken, was er alles gethan habe, um ihn mit ihr zu entzweyen, wenn er nicht dulden wollte, daß sie ihm sagte, was sie für ihn fühle. — Darauf erklärte er Madamen, er bemerke, daß er Neigung für die Gräfin von Soissons bekäme. Madame erwiederte in dem vo-

rigen Tone: ihre Nase würde ihm im Bette so lästig werden, daß er hinaus müßte. —

Von der Zeit an hörte alle nähere Verbindung zwischen ihnen beyden auf, und wenn sie noch mit einander umgingen, so war es bloß in Rücksicht des Wohlstandes. Die Ursachen die ihr Verhältniß angesponnen hatten, waren verschwunden.

Der Hof ging diesen Sommer nach Fontainebleau. Monsieur konnte nicht dulden, daß seine beyden Freundinnen, die Montespan und Armagnac, wegen Madamens Verbot, von den Lustparthien ausgeschlossen seyn sollten; also gab er zu, daß die Frau von Mekelbourg wieder um Madame seyn durfte. So hatten sie alle drey wieder Zutritt bey ihr, ehe der Hof von Paris abging; aber die beyden

erstern konnten Madamens Wohlwollen nie wieder gewinnen.

Zu Fontainebleau dachte man auf nichts, als auf Genuß und Freude; aber die Uneinigkeit der Damen, brachte bey allen Lustbarkeiten Reibungen hervor. Diejenige, welche das meiste Geräusch machte, geschah bey Gelegenheit einer Nachtlustbarkeit *), zu welcher Madame von dem Könige war eingeladen worden. Sie sollte auf dem Kanal, in einer prächtig-erleuchteten Gondel, gegeben werden, um wel-

*) Im Original steht Medianox, was richtiger Medianoche heißen sollte. Wort und Sache sind aus Spanien nach Frankreich verpflanzt worden. Er bedeutet nämlich ein Nachtessen von Fleischspeisen, welches, sobald Mitternacht vorbey war, nach einem Tage gegeben ward, an welchen Fastenspeisen gegessen werden mußten.

che einige andre sich befänden, die mit Musik besetzt wären.

Bis jetzt hatte Madame, ihrer Schwangerschaft wegen, nicht bey den Promenaden seyn können; da sie sich aber nun im neunten Monat befand, war sie bey allen. Sie bat den König, die Damen Armagnac und Montespan von der zu gebenden Fete auszuschließen; aber Monsieur, der sein Ansehen als Gemahl beleidigt glaubte, wenn seine beyden Freundinnen ausgeschlossen würden, erklärte, daß er bey keiner Lustbarkeit zu seyn verlange, an welcher diese Damen nicht auch Theil nehmen dürften.

Die Königin-Mutter, die mit Madame noch nicht ausgesöhnt war, bestärkte ihn in diesem Entschlusse, und war sehr aufgebracht über den König, daß er auf Sei-

ten Madamens war. Letztere aber behielt dennoch das Uebergewicht, und die Damen waren nicht bey der Nachtfete. Sie wollten von Sinnen kommen darüber.

Die Gräfin von Soissons hatte, so eifersüchtig sie auch immer auf Madame gewesen war, dennoch in Frieden mit ihr gelebt. Als sie einmal sehr krank war, ließ sie Madame bitten, ihr einen Besuch zu machen. Sie wünschte nemlich herauszubringen, was Madame für Empfindungen für Vardes nährte. Also fing sie damit an, daß sie ihr die zärtlichste und treueste Freundschaft versicherte, und ging dann auf Klagen über, daß sie seit drey Jahre, ohne ihr Mitwissen, einen Umgang mit Vardes unterhielte. Sie setzte hinzu: wäre es Galanterie, so wäre es für sie eine sehr

empfindliche Kränkung, wäre es aber bloß Freundschaft, so begriffe sie nicht, warum Madame ihr dieß verheelte, da sie doch wüßte, wie sehr sie für ihr Interesse wäre.

Da Madame immer sehr bereitwillig war, ihren Freundinnen Unruhe zu ersparen, so sagte sie der Gräfin, daß Vardes Gefühle für sie nie so gewesen wären, daß sie sich darüber beklagen könnte. Die Gräfin bat sie nun, daß sie, wenn dem so sey, in Vardes Beyseyn erklären möchte, daß sie künftig keinen Umgang mit ihm, außer unter Vermittelung der Gräfin, unterhalten wollte. Madame war willig dazu. Man schickte sogleich zu Vardes. Er war etwas verlegen. Als er aber sah, daß Madame, anstatt ihn mit der Gräfin zu entzweyen, auf sich selbst alle Fehler

nahm, so dankte er ihr dafür, und versicherte ihr, daß er sein ganzes Leben hindurch für diese Großmuth ihr dankbar bleiben würde.

Aber die Gräfin besorgte immer noch, daß man sie betröge. Sie fragte Vardes so lange hin und her, daß er sich bey ein paar Thatsachen wiedersprach. Sie redete mit Madame, um sich Aufklärung darüber zu verschaffen; und bey dieser Gelegenheit entdeckte sie ihr, daß Vardes auf die schwärzeste Weise sie beym Könige verrathen, indem er diesem die Briefe von ihrem Bruder, dem Könige von England, gezeigt habe.

Madame war dennoch nicht zum Zorn zu bringen. Sie behauptete immer noch, in Absicht der Gräfin könne man Vardes nichts vorwerfen, so sehr sie selbst

auch mit ihm unzufrieden seyn müßte. Aber sie wollte nicht als Lügnerin erscheinen, und dies wäre der Fall gewesen, wenn sie die Wahrheit gesagt hätte.

Indessen sagte die Gräfin dem Bardes ganz das Gegentheil. Dies brachte ihn vollends aus der Fassung. Er gestand ihr alles, und auch dies, Madame allein habe es verhindert, daß er nicht auf immer mit ihr gebrochen hätte. Man kann sich den Schmerz der Gräfin leicht denken. Sie ließ Madamen um einen neuen Besuch bitten. Madame fand sie in einer Art von Verzweiflung über das betrügerische Benehmen ihres Liebhabers. Sie flehete Madamen, ihr die Wahrheit zu sagen. Diese that es, und gestand ein, daß die Ursache, warum sie es noch nicht gethan,

Folge einer Güte und Nachsicht gegen Bardes wäre, die er nicht verdiente.

Darauf erzählte sie Madamen alles, was sie wußte; und bey dieser gegenseitigen Erläuterung entdeckten sie eine Kette von Betrügereyen, die allen Glauben überstiegen. Die Gräfin schwur, daß Bardes ihr nie wieder vor Augen kommen sollte — — Aber, was vermag nicht eine heftige Leidenschaft. Bardes spielte seine Rolle so meisterhaft, daß er sie wieder mit sich aussöhnte.

Viertes Buch.

Um diese Zeit kam der Graf von Guiches aus Polen zurück. Monsieur gab zu, daß er wieder bey Hof erschiene, aber er drang bey seinem Vater darauf, daß er sich nicht da sollte finden lassen, wohin Madame zu kommen pflegte. Dennoch traf er oft mit ihr zusammen, und er liebte sie immer noch, obgleich er lange entfernt gewesen war, Madame mit ihm gebrochen hatte, und er ungewiß war, was er von der Geschichte mit Vardes glauben sollte.

Er wußte kein Mittel mehr, wodurch er sich eine Erläuterung mit Madame

verschaffen sollte Dodoux, der Einzige, in den er Vertrauen setzte, war nicht zu Fontainebleau. Am tiefsten kränkt' es ihn, daß Madame, da sie einmal wußte, daß dem König ihr Briefwechsel bekannt war, und sie ihm ihr Bildniß gegeben, durch letztern beydes von ihm zurückfordern ließ. Er lieferte sie wirklich unter allen Bewegungen des tiefsten Schmerzes an den König aus.

Vardes unterdessen, der sich gegen seinen Freund schuldig fühlte, verwickelte und verwirrte dessen Lage dergestalt, daß er nicht wußte, wie er sich heraus finden sollte. Die Erläuterungen, die er ihm gab, bewiesen zwar alle, daß er sey betrogen worden; aber er wußte nicht, ob Madame Theil an diesem Betrug habe, oder ob bloß Vardes schuldig sey. Seinem hef-

tigen Charakter war diese Ungewißheit unerträglich. Er beschloß, die Frau von Mekelbourg zur Schiedsrichterin aufzufordern, und Vardes berief sich auf sie, als zuverlässige Zeugin seiner Unschuld; doch wollte der Graf erst die Einwilligung Madame's zu diesem Schritte haben.

Er schrieb an sie, um sie darum zu bitten, und Vardes sollte den Brief bestellen. Madame lag in Wochen und nahm keinen Besuch an; aber Vardes drang so angelegentlich auf eine Audienz, daß sie ihm eine bewilligte. Er fieng damit an, daß er sich ihr zu Füssen warf; dann bat er weinend um Gnade, und erbot sich, wenn sie dazu mitwirken wollte, den Umgang der unter ihnen Statt gefunden, zu verschweigen.

Madame, anstatt dies Anerbiethen anzunehmen, erklärte, sie wollte, daß der Graf von Guiches die Wahrheit erfahre. Da sie hintergangen worden, da sie in Fallstricke gefallen sey, vor denen sich jede Andere, so wenig als sie, hätte hüten können, so verlange sie keine andre Rechtfertigung, als die in der Wahrheit selbst läge, welche kund geben müsse, daß ihre gutmüthigen Gesinnungen, unter den Händen jedes Andern, nicht jene boshafte Wendung erhalten haben würden.

Darauf wollt' er ihr den Brief des Grafen von Guiches aushändigen, aber sie nahm ihn nicht an, und that daran Recht; denn Vardes hatte ihn schon dem Könige gezeigt, und ihm gesagt, Madame hintergehe ihn.

Er bat Madamen noch, eine Person zu wählen, die den Zwist zwischen ihm und dem Grafen von Guiches beylegte. Damit sie sich nicht schlügen, ließ sie sich gefallen, daß die Frau von Mekelbourg die Friedensmittlerinn würde; aber sie wollte nicht, daß es den Schein hätte, als ob diese Verhandlnng mit ihrer Einwilligung geschähe. Vardes, der einen ganz andern Ausgang erwartet hatte, war in einer wahren Verzweiflung; er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand, weinte und benahm sich ganz wie ein Wahnsinniger. Aber Madame blieb unerschüttert, und war durch nichts weichherzig zu machen.

Vardes hatte sich kaum entfernt, so kam der König. Madame erzählte ihm den ganzen Hergang so offen und ungekün-

stelt,

stelt, daß er sehr zufrieden war, sich in eine Erläuterung mit ihr einließ, und ihr versprach, mit ihr an die Entdeckung aller Betrügereyen des Vardes zu arbeiten. Diese waren in der That so unglaublich verwickelt, daß es fast unmöglich wird, den Faden davon anzugeben.

Madame half sich dadurch aus diesem Labyrinthe, daß sie beständig die Wahrheit sagte; und durch diese Aufrichtigkeit erhielt sie sich beym Könige.

Unterdessen war der Graf von Guiches sehr betrübt, daß sie seinen Brief nicht hatte annehmen wollen. Er glaubte daß sie ihn nicht mehr liebe, und setzte sich vor, den Vardes bey der Frau von Mekelbourg aufzusuchen und sich mit ihm zu schlagen. Aber diese verweigerte ihnen beyden den Zutritt. So blieben sie

in einem Verhältnisse gegen einander, das einen gewaltsamen Ausbruch drohete.

Der König ging um diese Zeit nach Vincennes. Der Graf von Guiches, der nicht wußte, wie er mit Madame stände, und diese Ungewißheit unleidlich fand, beschloß, die Gräfin von Grammont, die eine Engländerin war, zu bitten, daß sie mit Madame sprechen möchte; und er drang dießfalls so anhaltend in sie, daß sie es zu thun versprach. Ihr Gemahl selbst übernahm es, einen Brief zu bestellen; aber Madame nahm ihn nicht an. Sie sagte ihm, der Graf von Guiches wäre in Fräulein von Grancey verliebt gewesen, ohne ihr kund gegeben zu haben, ob dies nur eine Maske gewesen sey; sie wäre froh daß sie in keinem Verhältnisse mit

ihm stände; hätte er sich anders benommen, so würde ihre Zuneigung und Dankbarkeit sie vermogt haben, so große Gefahr sie auch dabey gelaufen, für ihn Gefühle zu nähren, wie er sie nur hätte wünschen können.

Dieser Kaltsinn regte die Liebe des Grafen von neuem so sehr auf, daß er täglich zu der Gräfin von Grammont kam, um sie zu bitten, sie möchte ihm bey Madamen das Wort reden. Endlich fand er durch einen Zufall Gelegenheit, mit ihr selbst zu sprechen, und länger als er hätte hoffen können.

Die Frau von Virville gab in ihrem Hause einen Ball. Madame verabredete mit Monsieur, daß sie maskirt auf demselben erscheinen wollten. Um nicht erkannt zu werden, ließ sie ihre Kammer-

fräulein und einige Damen ihres Gefolges prächtig kleiden, sie selbst aber fuhr mit Monsieur, unter Kappen versteckt, in einem fremden Wagen dahin.

An der Thür fanden sie eine Gesellschaft von Masken. Monsienr that, ohne sie zu kennen, ihnen den Vorschlag, daß sie sich zu einander halten wollten, und bot einer davon seinen Arm. Madame that dasselbe — und man denke sich ihren Schreck, als sie des Grafen von Guiches gelähmte Hand erkannte! Dieser widerum erkannte sie an den Odeurs, womit ihre Haube parfümirt war! Beyde waren nahe daran, bey dieser Ueberraschung laut aufzuschreyen.

Sie stiegen beyde die Treppe hinauf, ohne beyde ein Wort hervor bringen zu

können, so verlegen waren beyde. Als Monsieur sich mit seiner Maske an dem andern Ende des Saals setzte, nutzte der Graf diese Gelegenheit. Er ließ sich vor Madame auf die Kniee nieder, und fand Zeit genug, nicht bloß sich zu rechtfertigen, sondern auch von ihr alles zu erfahren, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Es schmerzte ihn sehr, daß sie dem Vardes Gehör gegeben; aber er ward auf der andern Seite froh, daß ihm Madame seine kleine Geschichte mit dem Fräulein von Grancey verzieh, und beklagte sich deshalb nicht über jenen Umstand.

Monsieur kam zu Madame zurück. Der Graf von Guiches verließ zuerst den Saal, weil er besorgte, erkannt zu werden. Der Zufall, der ihn hieher

geführt hatte, bewirkte auch, daß er unten an der Treppe aufgehalten wurde. Monsieur war ein wenig unruhig über die Konversation, die Madame mit jener Maske gehabt hatte; Madame bemerkte dieß und, bey ihrer Aengstlichkeit von ihm darüber ausgefragt zu werden, that sie einen falschen Tritt. Sie schoß zwischen Gehen und Fallen die Treppe hinunter, und hätte sie der Graf von Guiches, der noch unten an der Treppe war, nicht aufgefangen, so wär' es, da sie schwanger war, um ihr Leben geschehn gewesen.

Alles schien, wie man sieht, dahin zu wirken, daß sie sich wieder aussöhnen sollten. Auch geschah es in der That. Madame erhielt wieder Briefe von ihm, und an einem Abend, wo Monsieur zu einer

Maskenparthie gefahren war, sah sie ihn bey der Gräfin von Grammont, wo sie Monsieur zu einer Medianoche erwartete.

Um eben diese Zeit fand Madame Gelegenheit, sich an Vardes zu rächen. Der Ritter von Lothringen war in eine von Madamens Kammerfräulein, Fiennes, verliebt. Als er sich eines Tages bey der Königin befand, fragte man ihn, Wem er nachstellte? Jemand antwortete: der Fiennes. Vardes sagte, er hätte besser gethan, es auf ihre Gebieterin anzulegen. Der Graf von Grammont sagte dieß Madamen wieder, und sie ließ es sich auch noch von dem Marquis von Villeroi erzählen. Da sie dieser beyden gewiß war, zog sie auch noch den Ritter

von Lothringen dazu, und nun verklagte sie den Vardes beym Könige, und bat diesen, ihn des Hofes zu verweisen. Der König fand diese Strafe ein wenig hart, aber er gab sein Wort. Vardes bat, daß er nur in die Bastille geschickt werden möchte, was dann auch geschah. Er bekam dort Besuche über Besuche.

Seine Freunde sprengten aus, der König habe sich ungern zu dieser Strafe verstanden, und Madame hätte nicht bewirken können, daß er seine Stelle verloren. Madame fand, daß dieß Gerücht für ihn sehr vortheilhaft sey, also bat sie den König, ihn nach seinem Gouvernement zu schicken und er erfüllte diese Bitte.

Die Gräfin von Soissons war äußerst aufgebracht, daß Madame ihr den

Vardes ebenmäßig durch ihre Freundschaft und ihren Unwillen gegen ihn raubte. Ihr Verdruß ward dadurch noch verstärkt, daß die ganze Jugend bey Hofe laut behauptete, Vardes sey strafbar. Sie beschloß also, ihren Unwillen darüber auf den Grafen von Guiches fallen zu lassen.

Sie sagte dem Könige, Madame habe dieses Opfer dem Grafen von Guiches gebracht, und er würde bedauren, daß er sich zum Werkzeug ihrer Rache brauchen lassen, wenn er wüßte, was alles der Graf von Guiches wider ihn gesagt und gethan habe.

Die Montalais, die sich zuweilen von einer falschen Grosmuth leiten ließ, schrieb an Vardes, wenn er sich ihrer Führung überlassen wollte, so hätte sie drey

Briefe für ihn, die ihn aus der Verlegenheit helfen könnten. Er nahm diesen Vorschlag nicht an; aber die Gräfin von Soissons bediente sich der Kenntniß, die sie von diesen Briefen hatte, um den König zu vermögen, daß er den Grafen von Guiches zu Grunde richtete. Sie beschuldigte den Grafen, er habe Dünkirchen den Engländern ausliefern wollen und Madamen das Garderegiment zu ihrer Verfügung angeboten. Zugleich war sie so unbesonnen, die Geschichte mit dem untergeschobenen spanischen Brief hinzuzufügen.

Zum Glück theilte sich der König hierüber Madamen mit. Er schien ihr so äußerst aufgebracht gegen den Grafen von Guiches und so sehr zufrieden mit der Gräfin von Soissons, daß sich

Madame gedrungen sah, beyde zu stürzen, damit sich nicht die Gräfin auf den Nacken des Grafen erheben möchte. Sie ließ sich von dem Könige versprechen, daß er den Grafen von Guiches verzeihen wolle, wenn sie ihm beweisen könnte, daß seine Vergehungen, im Vergleich mit den Vergehungen der Gräfin von Soissons und Vardes, geringfügig wären. Der König gab ihr sein Wort, und nun erzählte ihn Madame alles, was sie wußte. Sie kamen dahin überein, daß die Gräfin vom Hof entfernt und Vardes in Verhaft genommen werden sollte. Madame benachrichtigte den Grafen von Guiches durch den Marschall von Grammont von allem, was vorgefallen war, und rieth ihm, alles aufrichtig

zu bekennen, weil in verwickelten Dingen das Geständniß der Wahrheit am wirksamsten sey, einen aus Verlegenheiten zu ziehn. So schwierig die Sache auch war, ließ ihr doch der Graf dafür danken, und ihr Verhältniß wurde, von der Zeit an, durch den Marschall von Grammont vermittelt. Sie blieben beyde so genau bey einer Aussage, daß sie sich nie widersprachen, und daß der König von ihrer Verabredung nichts merkte. Dieser schickte zur Montalais, und ließ sie bitten, die Wahrheit zu bekennen, was denn auch so geschah, wie sie dessen fähig war. Der Marschall, der durch ein Wunder sich bis jetzt so geschickt benommen hatte, fiel endlich in seinen alten Charackter zurück. Die Aengstlichkeit, die ihn auf einmal er-

griff, drang ihn zu dem Entschluß, seinen Sohn nach Holland zu schicken. Dieser wäre nie entfernt worden, wenn der Vater Muth behalten hätte.

Der Sohn war so bestürzt darüber, daß er krank wurde; dennoch drang der Vater darauf, seine Abreise zu beschleunigen. Madame wollte nicht, daß er ihr sein Lebewohl sagte, weil sie wußte, daß man sie beobachtete, und weil sie nicht mehr in dem Alter war, wo alles was gefährlich ist, Reitz zu haben pflegt. Da aber der Graf sich nicht stark genug fühlte, abzureisen, ohne Madamen noch einmal gesprochen zu haben, so ließ er sich eine Livree machen, wie sie die la Valiere zu geben pflegte; und während man Madame in einem Tragsessel nach dem Louvre trug,

hatte er Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Endlich kam der Tag der Abreise. Der Graf hatte immer noch das Fieber. Dennoch erschien er wieder in seiner Verkleidung; aber die Kräfte verließen ihn, als der Augenblick des letztern Abschieds kam. Er sank ohnmächtig nieder; und Madame hatte den Schmerz, ihn in diesem Zustande zu sehen, auf die Gefahr hin, erkannt zu werden, oder ihn ohne Hülfsleistung zu lassen. Seit dieser Zeit sahe sie ihn nicht wieder.

Bald nachher machte sie ihre Reise nach England. Sie kam von dort mit dem Ruhme und dem Vergnügen zurück, welche eine Reise gewähren konnte, die aus Trieben der Freundschaft unternommen und mit Glück in Geschäften gekrönt worden

war. Der König, ihr Bruder, der zärtlich von ihr geliebt ward, hatte sie mit wahrer Liebe und Achtung empfangen und behandelt. Man wußte, obgleich nur dunkel, daß die Negociation womit sie sich befaßt, auf dem Punkt war, abgeschlossen zu werden. Sie war, in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre, das Band der Freundschaft zwischen zween der mächtigsten Könige geworden; sie hatte einen Traktat in der Hand, von welchem das Schicksal eines großen Theils von Europa abhing. Die Freude und die Achtung, welche der Einfluß in Geschäften erwirbt, verband sich jetzt mit ihrer jugendlichen Anmuth und Schönheit, und theilte ihrem ganzen Wesen eine Grazie mit, die ihr eine Art von ehrfurchtsvoller Huldigung verschaffte, deren Ausbrüche ihr um

so angenehmer seyn mußten, da man sie nicht sowohl ihrem Stande als ihrer Person leistete.

Diese glückliche Lage ward aber durch das kaltsinnige Betragen ihres Gemahls gestöhrt, welches er seit dem Vorfalle mit dem Ritter von Lothringen ihr bezeigte. Indessen würde die Vermittelung des Königs dies Mißverständniß wohl nach und nach gehoben haben, wenn nicht ein unverhofter Tod ihrem Leben ein Ende gemacht und Frankreich eine der liebenswürdigsten Fürstinnen geraubt hätte.

Den 24sten July des Jahres 1670, acht Tage nach ihrer Rückkunft aus England, begab sie sich mit Monsieur nach St. Cloud. Gleich den ersten Tag ihres Dortseyns klagte sie über Schmerzen in der

Seite

Seite und über Magendrücken; ein Uebel, das sie oft befiel; dennoch zeigte sie, da es sehr heiß war, große Lust, sich zu baden. Gueslin, ihr Oberleibarzt, gab sich große Mühe sie von diesem Gedanken abzubringen, aber seiner Vorstellungen ungeachtet, badete sie dennoch den Freytag. Den Sonnabend befand sie sich so übel daß sie es unterließ. Ich kam an eben dem Tage, um 10 Uhr Abends, nach St. Cloud, und fand sie im Garten. Sie sagte zu mir: ich würde ihr Gesicht nicht am besten finden, es wäre ihr nicht wohl. Sie hatte nach ihrer gewöhnlichen Weise zu Abend gespeis't, und promenirte im Mondenschein bis um Mitternacht. Den folgenden Tag, Sonntags den 29sten Juny, stand sie bey guter Zeit auf, und ging zu Monsieur

hinunter, der im Bade war. Sie blieb eine gute Weile bey ihm, und als sie aus seinem Zimmer zurück kam, besuchte sie mich in dem meinigen und sagte mir, sie habe die vorige Nacht gut geschlafen.

Bald nachher ging ich zu ihr hinauf in ihr Zimmer. Sie sagte mir, sie sey übler Laune; aber bey andern Weibern würde diese üble Laune wahre Anmuth gewesen seyn, so viel natürliche Sanftmuth hatte sie, und so wenig war sie des Grolls und der Bitterkeit fähig.

Als sie noch mit mir sprach, meldete man ihr, daß man sie zur Messe erwartete. Sie ging in die Kapelle. Als sie aus derselben zurück kam, lehnte sie sich auf mich, und sagte, mit ihrer ganz eigenen Güte, zu mir, sie würde nicht so übler Laune seyn,

wenn sie sich mit mir recht herzlich ausschwatzen könnte; sie wäre der Menschen, die sie umgäben, so überdrüßig, daß ihr Anblick ihr unerträglich geworden wäre.

Darauf ging sie in ein anderes Zimmer, um das Bildniß ihrer ältesten Tochter malen zu sehen. Ein sehr geschickter englischer Künstler hatte es in der Arbeit. Nebenher sprach sie mit der Frau von Espernon und mir von ihrer Reise nach England und von ihrem Bruder, dem Könige.

Diese Unterhaltung, die ihr Genuß gab, erheiterte sie wieder. Man setzte das Diner auf, und sie aß nach ihrer gewöhnlichen Weise. Nach Tische legte sie sich auf Polster nieder, was sie nicht selten zu thun pflegte, wenn sie sich in Freyheit sah.

Sie hatte mich an ihrem Lager Platz nehmen lassen, so daß ihr Haupt an mir ruhete.

Derselbe englische Künstler malte auch Monsieur. Man sprach über sehr mannigfache Gegenstände, und doch schlief sie ein. Während ihres Schlummers veränderte sie ihre Farbe dergestalt, daß ich erschrack und bey mir selbst dachte, ihr Geist müsse sehr dazu beytragen, ihr Gesicht zu schmükken, weil es so voll Anmuth sey, wenn sie wach wäre, und es sich ganz anders zeige, wenn sie schliefe. Aber diese Bemerkung war ganz ohne Grund; denn ich hatte sie mehrmals schlafend gesehen, ohne sie weniger liebenswürdig gefunden zu haben.

Als sie erwachte, stand sie von den Polstern auf, aber mit so verändertem Ge-

sicht, daß es Monsieur befremdete. Er machte mich sogar aufmerksam darauf.

Sodann verfügte sie sich in den großen Saal, wo sie mit Boisfranc, dem Schazmeister der Königin, eine Weile auf und ab ging. Während sie mit ihm sprach, klagte sie einigemal über ihre Seitenschmerzen.

Monsieur ging hinunter, um sich nach Paris, wohin er gewollt hatte, zu begeben. An der Treppe fand er die Frau von Mekelbourg und kam mit ihr wieder herauf. Madame verließ Boisfranc und ging der Frau von Mekelbourg entgegen. Indem sie mit ihr sprach, brachte Frau von Gamaches ihr und auch mir ein Glas Wasser, über Eichorien abgezogen, das sie vor einer Weile gefordert

hatte. Die Frau von Gourdon, ihre Kammerdame, überreicht' es ihr. Sie trank es; und indem sie mit einer Hand das Glas auf den Präsentierteller setzte, fuhr sie mit der andern nach der Seite und rief in einem Tone, der großen Schmerz anzeigte: „Ach welch ein Stich! Ich halt' es nicht aus!“

Ihr Gesicht feuerte, während sie dieß sagte, und den nächsten Augenblick nachher überlief es mit einer Todtenblässe, die uns alle erschreckte. Sie fuhr fort, zu schreyen, und verlangte weggebracht zu werden, weil sie sich nicht mehr auf den Füssen erhalten könnte.

Wir faßten ihr unter die Arme. Kaum konnte sie gehen. Ihr Körper war ganz gekrümmt. Man zog sie eiligst aus. Ich

unterstützte sie, während man sie ausschnürte. Sie klagte immer noch, und ich bemerkte, daß ihre Augen thränten. Dieß überraschte und rührte mich sehr, denn ich wußte, daß sie sonst außerordentlich viel Fassung und Gedult hatte.

Ich sagte, indem ich ihr den Arm küßte, den ich hielt, daß ich glaubte, sie müßte außerordentlich leiden. Sie erwiederte: ihr Schmerz sey unerträglich. Man legte sie ins Bette, und sie war kaum in demselben, als sie stärker denn vorher schrie, und sich von einer Seite auf die andre warf, wie eine Person die unsägliche Schmerzen fühlt. Zugleich holte man den Leibarzt Esprit. Er kam, versicherte, es sey eine Kolik, und verordnete die gewöhnlichen Mittel dagegen. Aber der Schmerz

hielt mit gleicher Wuth an, Madame sagte, ihr Uebel sey stärker, als man glaubte; sie fühle, daß sie sterben müsse, man solle einen Beichtvater holen lassen.

Monsieur war vor ihrem Bette. Sie umarmte ihn und sagte, in einem Tone, der das unempfindlichste Herz hätte rühren müssen, zu ihm: „Monsieur, Sie lieben mich nicht mehr! Schon seit lange. Aber Sie sind ungerecht. Ich habe nie gegen Sie gefehlt!“ Monsieur schien sehr gerührt; und alle Uebrige, die sich im Zimmer befanden, waren es in dem Grade, daß man nichts hörte, als dasjenige Geräusch, welches weinende Personen zu machen pflegen.

Alles, was ich bis jetzt erzählt habe, war in weniger als einer halben Stunde

geschehen. Madame schrie immer noch, daß sie schreckliche Schmerzen in der Herzgrube fühle. Auf einmal sagte sie, man möchte das Wasser untersuchen, von welchem sie getrunken habe; es müsse Gift seyn; man hätte vielleicht die Flaschen verwechselt; sie sey vergiftet; sie fühle es wohl; man solle ihr Gegengift geben.

Ich war bey Monsieur im Alkoven als Madame dieß äußerte. Ob ich ihn gleich eines solchen Verbrechens nicht fähig hielt, beobachtete ich ihn doch, aus einem Zuge von Erwartung, welcher der argwöhnischen menschlichen Natur eigen ist, mit großer Aufmerksamkeit. Er war weder verlegen noch bestürzt bey Madame's geäußerter Vermuthung; er sagte, man müsse einem Hunde von dem Wasser ge-

ben; er war mit seiner Gemahlin gleicher Meinung, daß man Oel und Gegengift holen solle, um ihr diesen schrecklichen Verdacht zu benehmen. Madame Desbordes, ihre Kammerfrau, die ihr auf das treueste ergeben war, erklärte, daß sie selbst das Wasser zubereitet habe, und trank davon; aber Madame bestand auf Oel und Gegengift, und man reichte ihr beydes. Saint-Foix, Oberkammerdiener Monsieurs, brachte ihr gepulverte Vieper; sie sagte, daß sie dieß Mittel von seiner Hand nähme, weil sie Vertrauen zu ihm habe. Man gab ihr mehrere Mittel, die als Gegengift dienen sollten, und ihr vielleicht mehr schadeten, als halfen. Es kam zum Erbrechen. Es war ihr schon angekommen, noch ehe sie etwas zu sich genommen hatte.

Indessen war es nicht vollständig, und aus- ser etwas Schleim, gab sie nur einen Theil des Genossenen wieder. Das angreifende der Medicinen und die schrecklichen Schmer- zen die sie zu erdulden hatte, versetzten sie in einen Zustand von Abmattung, der uns Ruhe und Erleichterung schien; aber sie sagte zu uns, wir irrten, ihre Schmerzen seyen immer noch dieselben, sie habe nicht mehr Kraft zu schreyen, und gegen ihr Ue- bel helfe keine Arzeney.

Es schien, als ob sie ganz gewiß wäre, daß sie sterben würde; als ob sie sich dazu entschlösse, wie zu einer gleichgültigen Sa- che; als ob die Idee von empfangenem Gift bey ihr nicht zu erschüttern wäre. Als sie sahe, daß alle Mittel unwirksam blieben, dachte sie nicht mehr an das Leben, son-

dern bestrebte sich nur, ihre Schmerzen mit Geduld zu ertragen. Sie fing an, sehr ängstlich zu werden. Monsieur rief die Frau von Gamaches, daß sie ihr an den Puls fühlen sollte; diese fuhr erschrokken aus dem Alkoven und sagte, sie fände bey ihr keinen Puls mehr, und die äußern Theile seyen kalt. Wir erschraken, und am meisten Monsieur. Der Leibarzt Esprit versicherte, dieß sey ein gewöhnlicher Zufall bey Koliken und er stände für Madame. Monsieur gerieth in Zorn, und sagte: er habe ihm für seinen Sohn gestanden, und dieser sey todt; jetzt stehe er für Madame und sie würde auch sterben!

Unterdessen war der Pfarrer von St. Cloud, den sie verlangt hatte, angekommen. Monsieur fragte mich, ob man

ihn jetzt zu ihr lassen sollte? Ich fand sie sehr übel, und es schien mir, daß ihre Schmerzen nicht die Schmerzen einer gewöhnlichen Kolik seyn könnten. Indessen fehlte viel, daß ich hätte vorher sehen sollen, was geschah, und ich schrieb die Gedanken, die ich dießfalls nährte, dem Wunsche zu, sie erhalten zu sehen.

Ich antwortete Monsieur, daß eine Beichte im Angesichte des Todes sehr nützlich seyn könne; und er trug mir auf, ihr zu sagen, daß der Pfarrer da sey. Ich bat ihn, mich dieses Geschäftes zu überheben, und sagte, da sie ihn selbst verlangt habe, dürfte man ihn nur lassen herein kommen. Monsieur näherte sich ihrem Bette, und jetzt bat sie mich noch einmal von selbst, einen Beichtvater kommen zu

lassen. Sie schien nicht im mindesten bestürzt, sondern ihr Wesen zeigte, daß sie an nichts anders mehr dachte, als an das, was sie in ihrem jetzigen Zustande noch brauchte.

Eine ihrer Kammerfrauen war vor ihr Bette getreten, um ihr den Kopf zu halten. Sie verlangte nicht, daß sich diese entfernen sollte, und beichtete also in ihrer Gegenwart. Sobald der Pfarrer weg war, näherte sich Monsieur ihrem Bette. Sie sagte ihm leise einige Worte, die wir nicht verstanden, die aber auch noch voll Sanftmuth und Verbindlichkeit zu seyn schienen.

Man hatte mehr als einmal davon gesprochen, ihr die Ader zu öffnen, aber sie wünschte daß es am Fuße seyn möchte. Der Leibarzt Esprit bestand auf den Arm

und setzte diese Meynung durch. Monsieur kündigte ihr dieß an, als etwas, wozu sie sich ungern entschließen würde; aber sie versicherte ihm, sie wolle gerne thun, was man für gut fände, es sey ihr alles einerlei; sie fühle wohl, daß sie nicht davon kommen würde. Wir nahmen diese Aeusserungen für Wirkung des gewaltsamen Schmerzes auf, dergleichen sie nie gefühlt habe und wodurch sie auf die Idee käme, daß sie würde sterben müssen.

Es waren erst drey Stunden verflossen, daß sie sich so übel befand. Der Arzt Gueslin, den man in Paris aufsuchen lassen, erschien jetzt mit dem Arzt Valet den man aus Versailles gehohlt hatte. Als Madame erstern, zu dem sie großes Ver-

trauen hatte, herein treten sah, freute sie sich und sagte: es wäre ihr lieb, ihn zu sehen, sie sey vergiftet, und er möchte seine Arzney darnach einrichten. Ich weiß nicht, ob er dies glaubte, und ob er überzeugt war, es gebe kein Mittel dagegen, oder ob er meynte, sie irre sich, und ihr Uebel sey nicht gefährlich, genug er behandelte sie, als ob er nichts mehr hofte, oder als ob er keine Gefahr sähe. Er berathschlagte sich mit Valet und Esprit, und nach einer ziemlich langen Conferenz, kamen sie zu Monsieur und versicherten ihm bey ihrem Leben, daß keine Gefahr sey. Monsieur sagte dies Madamen, aber sie erwiederte, sie kenne ihr Uebel besser als die Aerzte, es sey keine Hülfe dagegen. Sie sagte dies mit soviel Sanft-

muth

muth und Ruhe, als ob von einer gleichgültigen Sache die Rede sey.

Der Prinz von Conde machte ihr einen Besuch und auch ihm versicherte sie, daß sie sterben würde. Alle Umstehende sagten ihr einstimmig, daß ihr Zustand dies nicht erwarten ließe, aber sie zeigte eine Art von ungeduldiger Willigkeit zu sterben, um von den Schmerzen, die sie litt, befreyt zu werden.

Indessen schien es, als ob der Aderlaß ihr Linderung verschafft habe. Valet gieng den Abend gegen zehn Uhr nach Versailles zurück, und wir blieben um ihr Bette, und unterhielten uns, in der Meynung daß keine Gefahr mehr zu fürchten sey. Man war schon getröstet über die Schmerzen, die sie hatte dulden müssen, und hoff-

te daß der Zustand, worin sie gewesen war, Gelegenheit zu ihrer Aussöhnung mit Monsieur geben würde. In der That schien er ihm sehr ans Herz zu gehen.

Valet hatte ein Klystier verordnet und sie hatte es genommen. Obgleich wir nichts von der Medicin verstanden, glaubten wir doch, daß es sich nicht mit ihr bessern könnte, wenn sie nicht Ausleerungen bekäme. Die Natur entschüttete sich nach oben. Sie hatte beständigen Reitz zum Erbrechen, aber man kam ihr dabey durch nichts zu Hülfe.

Es war eine seltsame Verblendung, daß die Aerzte kein einziges Mittel versuchten, um einen Tod aufzuhalten, der so schrecklich werden zu sollen schien. Sie hörte daß wir unter einander sagten, sie be-

fände sich besser, und wir erwarteten mit Ungeduld die Wirkung jenes Mittels. Sie sagte, wir irrten uns sehr; wenn sie nicht eine zu gute Christin wäre, würde sie sich selbst das Leben nehmen, so unsäglich seyen ihre Schmerzen. Man muß niemand Uebels wünschen, fuhr sie fort, aber ich wünschte, daß jemand nur einen Augenblick leiden könnte, was ich leide, um sich zu überzeugen, von welcher Natur meine Schmerzen sind.

Indessen zeigte das Mittel keine Wirkung. Wir wurden unruhig darüber. Man rief die zurück gebliebenen Aerzte. Sie meynten, man müsse noch warten; aber Madame sagte, bey Schmerzen solcher Art verliere man die Geduld zu warten. Man wartete volle zwey Stunden, die letz-

ten vielleicht, während welcher ihr noch geholfen werden konnte. Sie hatte eine Menge Mittel genommen; ihr Bette war damit beschüttet worden; sie verlangte in ein anderes gebracht zu werden, und man schlug ein kleineres für sie auf. Sie ging zu demselben, ohne sich dahin tragen zu lassen. Als sie in dem andern Bette war, schien es uns, als ob sie weit übler wäre; sey es nun, daß sie wirklich im Sterben war, oder weil der Wiederschein der Kerzen ihr auf das Gesicht fiel. Die Aerzte wollten sie gern mehr in der Nähe sehen und kamen mit einem Flambeau. Diese hatte sie, seitdem sie sich nicht wohl befand, immer nicht dulden können.

Monsieur fragte sie, ob sie dadurch nicht belästigt würde? „Ach,“ erwiederte sie,

„mich belästigt nichts mehr! Ich werde den morgenden Tag nicht erleben, Sie werden sehen.“ —

Man reichte ihr einen Bouillon, weil sie seit Mittag nichts zu sich genommen hatte. Sie hatte ihn kaum genossen, so verdoppelten sich ihre Schmerzen, und wurden eben so heftig, als vorher, nachdem sie das Glas Cichorien-Wasser getrunken hatte. Der Tod malte sich auf ihrem Gesicht und man sah, daß sie die grausamsten Schmerzen litt, ohne jedoch Bewegung bey ihr zu bemerken.

Der König hatte mehrmals zu ihr geschikt, und sich nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und immer hatte sie geantwortet, sie würde sterben. Diejenigen, die sie gesehen hatten, versicherten ihm, daß sie in

der That sehr übel wäre, und der Herr von Crequi, der auf seiner Hinreise nach Versailles in St. Cloud gewesen war, versicherte ihm, daß sie in großer Gefahr sey. So entschloß sich der König, selbst nach St. Cloud zu gehn, und er kam wirklich gegen eilf Uhr dahin.

Bey seiner Ankunft war Madame gerade in der Verdoppelung des Schmerzes den ihr der Bouillon verursacht hatte. Es schien, als ob die Aerzte durch seine Gegenwart thätiger und hellsehender würden. Er nahm sie bey Seite, um ihre Meynung zu hören; und eben diese Herren, die vor zwey Stunden für ihr Leben standen, und überzeugt waren, daß die Erkaltung ihrer äußern Theile die Wirkung einer Kolik sey, fingen nun an zu äußern, daß sich nichts

mehr hoffen ließe, und daß diese Erkaltung und der stillstehende Puls ein Zeichen des innern Brandes wäre, und daß man ihr das Abendmal reichen müsse.

Die Königin und die Gräfin von Soissons waren mit dem Könige gekommen. Die Frau von la Valiere und von Montespan waren ebenfalls erschienen. Ich sprach mit ihnen, als mich Monsieur rief, und mir mit Thränen in den Augen die Aeußerung der Aerzte mittheilte. Ich war im höchsten Grade erschrocken und bewegt, und erwiederte: Die Aerzte hätten alle Besonnenheit verloren, und dächten weder an ihr Leben noch an ihre Rettung; sie habe nur erst vor einer Viertelstunde mit dem Pfarrer von St. Cloud gesprochen und man müsse einen andern holen lassen.

Monsieur sagte mir, er wolle zu Herrn Condom schicken, aber unterdessen müsse man den Kanonikus Feuillet nehmen der ein Mann von bekantem Verdienst sey.

Der König war unterdessen noch bey Madame. Sie sagte ihm, er verliere an ihr seine treuste Dienerin. Er versicherte sie, daß sie nicht in so großer Gefahr sey, aber er bewundere ihre außerordentliche Fassung. Sie versetzte: er wisse, daß sie nie den Tod gefürchtet habe, aber wohl den Verlust seiner Gnade.

Darauf sprach der König mit ihr über Gegenstände der Religion. Nach einer Weile kam er zu den Aerzten zurück. Er fand mich in einer Art von Verzweiflung daß sie ihr keine Mittel gaben, besonders Brechmittel. Er sagte mir, sie hätten den

Kopf verloren, sie wüßten nicht, was sie thäten, er wolle versuchen, sie zur Besonnenheit zu bringen. Er sprach mit ihnen, näherte sich sodann dem Bette Madame's und sagte zu ihr, er sey kein Arzt, aber er habe den Aerzten eine Menge Mittel vorgeschlagen, und immer sagten sie, man müsse warten. Madame nahm das Wort und sagte, sie stürbe an der Formalität.

Als der König sah, daß nach allem Anschein keine Hofnung übrig blieb, sagte er ihr weinend Lebewohl. Sie bat ihn, nicht zu weinen, es erschütterte sie zu heftig; die erste Neuigkeit, die er Morgen hören würde, sey ihr Tod.

Der Marschall von Grammont näherte sich ihrem Bette. Sie sagte zu ihm

er verlöre eine aufrichtige Freundin an ihr, sie würde sterben, und sie hätte anfangs geglaubt, durch eine Verwechslung, vergiftet worden zu seyn.

Als sich der König entfernt hatte, trat ich zu ihrem Bette. In demselben Augenblicke befiel sie ein heftiger Schlucken. Sie sagte zum Leibarzt Esprit, dieß sey der Schlucken des Todes. Sie hatte schon mehreremale gefragt, wann sie sterben würde; sie fragte noch einmal, und obgleich man ihr antwortete, daß der Tod nicht so nahe sey, sah dennoch jeder, daß keine Hoffnung mehr übrig war.

Nie wandte sich ihr Geist nach dem Leben zurück. Es entfuhr ihr kein Wort über das schreckliche Schicksal, in der Blüthe des Alters hingerafft zu werden, sie

zeigte auch keine Begierde nach der Medicin, außer wenn ein neuer Anfall des Schmerzes sie traf. Bey der festesten Ueberzeugung, daß sie sterben müsse, daß sie Gift bekommen habe, und bey den unbeschreiblichsten Schmerzen, zeigte sie so viel Geduld, Fassung und Muth, daß eine Schilderung davon unmöglich ist.

Der König reiste ab, und die Aerzte erklärten — daß keine Hoffnung mehr sey. Der Kanonikus Feuillet kam, er sprach mit Madame in dem ernstesten Tone, aber er fand, daß ihre Stimmung seinem Ernst ganz entsprach. Sie hatte einige Bedenklichkeit, daß ihre vorhergegangene Beichte unvollständig gewesen seyn möchte, und bat ihn, sie zu leiten, daß sie ein allgemeines Bekenntniß ablegen könnte. Dies that sie

unter allen Zeichen der wahrhaftesten Frömmigkeit und des aufrichtigsten Vorsatzes, als Christin zu leben, wenn es Gott gefiele sie genesen zu lassen.

Nach der Beichte näherte ich mich ihrem Bette wieder. Feuillet und ein Kapuziner, ihr gewöhnlicher Beichtvater, waren bey ihr. Der gute Pater wollte ihr ans Herz reden, aber er verlor sich in Dinge, die ihr lästig wurden. Sie warf mir einige Blicke zu, worin ich ihre Gedanken las, und sodann wandte sie sich an den Kapuziner und sagte zu ihm: „Mein guter Vater, lassen Sie Hrn. Feuillet sprechen, und sodann sprechen Sie“ — Sie sagte dieß mit einer unnachahmlichen Güte, gleichsam als ob sie fürchtete, ihn zu beleidigen.

Denselben Augenblick kam der Englische Gesandte. So bald sie ihn erblickte, fing sie an, von ihrem Bruder, dem Könige, zu sprechen, und von den Schmerzen, die ihr Tod ihm verursachen würde. Sie war schon mehreremale, seitdem sie sich so übel befand, auf diesen Gegenstand gekommen. Sie bat den Gesandten, ihrem Bruder zu schreiben, daß er an ihr die zärtlichste Schwester verlöre. Jener fragte sie darauf, ob sie vergiftet worden sey? Ich weiß nicht, ob sie ihm sagte, daß dem so sey; aber dieß sagte sie wohl: er möchte dem Könige nichts davon melden, man müsse ihm diesen Schmerz ersparen: besonders aber sollte er nicht darauf fallen, ihren Tod zu rächen. Der König sey unschuldig daran, und man müsse es desfalls nicht ihm entgelten lassen.

Alles dieses sagte sie in Englischer Sprache; und da das Wort Gift im Englischen dasselbe wie im Französischen ist, so verstand sie Feuillet und unterbrach das Gespräch durch die Bemerkung, daß man sein Leben in den Willen Gottes dahin geben, und an nichts anders mehr denken müsse.

Sie empfing das Sakrament. Als sich Monsieur entfernt hatte, fragte sie, ob sie ihn nicht noch einmal sehen würde? Man ging und holte ihn. Er umarmte sie unter Thränen. Sie bat ihn, sich zu entfernen, weil er sie zu sehr erschütterte.

Unterdessen verließen die Kräfte sie immer mehr und mehr, und sie bekam Anfälle, die sie zu ersticken droheten. Brager, ein vortreflicher Arzt, erschien noch. Anfangs gab er noch nicht alle Hoffnung

auf. Er sprach mit den übrigen Aerzten. Madame ließ sie rufen. Sie baten, man möchte sie noch eine Weile überlegen lassen. Aber sie schickte noch einmal nach ihnen. Sie kamen zu ihrem Bette. Man hatte von einem Aderlaß am Fuße gesprochen. „Wenn man dieß für gut hält" sagte sie: „so ist keine Zeit zu verlieren. Der Kopf wird mir wüst' und mein Magen ist mir angefüllt."

Sie erstaunten über ihre außerordentliche Fassung, und da sie sahen, daß sie auf dem Aderlaß bestand, so gaben sie ihn zu. Aber es kam kein Blut, so wie schon beym ersten sehr wenig gekommen war. Sie glaubte den Geist aufgeben zu müssen, während ihr Fuß im Wasser stand. Die Aerzte sagten, sie wollten noch ein Mittel be-

reiten; aber sie erwiederte, daß sie die letzte Oelung empfangen wollte, ehe sie es nähme.

Condom kam gerade, als sie dieselbe empfing. Er sprach mit ihr von Gott, wie es ihrem Zustande angemessen war, und mit jener sanften Beredsamkeit und Salbung, die gewöhnlich aus seinen Predigten athmeten.

Während er sprach, näherte sich ihr eine Kammerfrau, um ihr etwas zu geben, dessen sie bedurfte. Sie sagte zu ihr auf Englisch, damit Condom es nicht verstehen sollte: Geben Sie Herrn Condom, wenn ich todt bin, das Andenken das ich für ihn habe machen lassen. So blieb ihr bis zum letzten Athemzuge

die

die natürliche Gefälligkeit und Freiheit ihres Geistes zu Gebote.

Indem er fortfuhr zu sprechen, befiel sie ein Trieb zum Schlummer, der aber in der That nichts anders war, als Erschöpfung der Natur. Sie fragte ihn, ob sie nicht einige Augenblicke ruhen dürfte? Er erwiederte, daß sie es wohl könnte und daß er für sie beten würde.

Condom entfernte sich und Feuillet blieb bey ihrem Bette; aber in demselben Augenblicke bat sie ihn, Herrn Condom zurück zu rufen, weil sie wohl fühle, daß sie im Verscheiden sey. Dieser erschien sogleich und reichte ihr das Kruzefix. Sie nahm und küßte es mit Wärme. Er sprach immerfort zu ihr, und sie antwortete ihn mit eben der Besonnenheit, als ob sie gar

nicht krank gewesen wäre. Das Kruzefix hielt sie an ihren Mund und erst im Augenblicke des Todes fiel es ihr aus der Hand. Die Kräfte verließen sie, und in Einem Augenblicke verlor sie Sprache und Leben zugleich. Der Todeskampf dauerte nur einen Moment. Nach zwey oder drey fast unmerklichen Zuckungen am Munde, verschied sie, des Morgens um halb drey Uhr und Neun Stunden nach dem Anfall ihres Uebels.

Folgende Briefe würden die Leser vielleicht ungern vermissen.

I.

Paris, den 30sten Juny 1670,
Morgens, um 4 Uhr.

Mylord,

Es betrübt mich, *) Ihnen vermöge meines Amtes, von einem höchsttraurigen Ereignis Nachricht geben zu müssen. Madame befand sich, den 29sten dieses, in gro-

P 2

*) Dieser Brief ist von dem damaligen Englischen Gesandten am Französischen Hofe, Hrn. Montaigo, nachmals Herzog von Montaigu, an den Staatssekretair von England, Grafen von Arlington, geschrieben worden.

ßer Gesellschaft zu St. Cloud. Sie verlangte, gegen 5 Uhr des Abends, ein Glas Cichorien-Wasser, welches man ihr zu trinken verordnet hatte, weil sie sich seit zwey oder drey Tagen, auf ein genommenes Bad, nicht wohl befunden. Sie hatte es kaum getrunken, als sie schrye, sie sey des Todes. Sie sank der Frau von Mekelbourg in die Arme und verlangte einen Beichtvater. Sie brachte, unter den unsäglichsten Schmerzen, bis um 3 Uhr des Morgens zu, und verschied sodann. Der König, die Königin und der ganze Hof blieben, bis eine Stunde vor ihrem Tode, bey ihr. Der Himmel verleihe dem Könige, unserm Herrn, Fassung und Geduld, um einen Kummer dieser Art zu ertragen. Madame hat sterbend versichert,

daß sie, bey ihrem Abschiede von der Welt, nichts so sehr betrübe, als der Schmerz den der König, ihr Bruder, darüber empfinden würde. Als die Heftigkeit ihrer Schmerzen, welche die Aerzte eine Gallen-Kolick nannten, ein wenig nachgelassen hatte, ließ sie mich rufen, um mir gemessen aufzutragen, daß ich den König und den Herzog von York, ihre Brüder, ihrer zärtlichsten Anhänglichkeit versichern sollte. Ich kam eine Stunde nachher, da das Uebel sie befallen hatte, zu St Cloud an, und blieb bis an ihrem Tode bey ihr. Nie muß eine Sterbende solch einen hohen Grad von Fassung und Frömmigkeit gezeigt haben! Sie behielt ihren Verstand und ihre Besonnenheit bis zum letzten Augenblicke. Ich schmeichle mir,

daß der Schmerz, von dem ich durchdrungen bin, mir Ihre Verzeihung für die Unvollständigkeit dieses Berichtes verschaffen werde, und bin überzeugt, daß Jedermann der die Ehre hatte Madame zu kennen, die Betrübniß mit mir theilen wird, die ein Verlust dieser Art erwecken muß.

Ich verharre, Mylord, u. s. w.

2.

Auszug eines Briefes *), geschrieben Whitehall, den 20sten Juny alten Styls, 1670.

Mylord,

— — Ich habe Ihnen nun alles mitgetheilt, was wir an Neuigkeiten hier haben, bis auf die Nachricht von dem Tode Madamens, über welchen der König, so wie alles, was sie gekannt hat, sehr betrübt ist. Der Zwist unter ihrer Dienerschaft und ihr plötzlicher Tod, brachten uns anfangs auf den Gedanken, daß sie vergif-

*) Dieser Brief ward von dem Grafen von Arlington an den Ritter Temple, damals Englischen Gesandten im Haag, geschrieben.

tet worden seyn müsse; aber die Aufschlüsse die man uns nach der Zeit gegeben hat, die sorgfältige Leichenöffnung, die lebhafte Theilnahme Sr. Allerchristlichen Majestät, vermöge welcher Dieselbe diese Sache gründlich untersucht, und sich überzeugt hat, daß es ein natürlicher Todesfall gewesen sey: alle diese Umstände haben den grössesten Theil des Argwohns gehoben, den wir nähren zu müssen glaubten. Ich zweifle nicht, daß der Marschall von Bellefonds, der hieher unterwegs ist, mit dem Auftrage, unserm König einen zuverläßigen Bericht von diesem traurigen Vorfall abzustatten, und der den Verbal-Hergang bey dem Tode und der Leichenöffnung, von den vornehmsten Wundärzten und Aerzten in Paris unterschrieben, uns überbringen soll,

uns völlig überzeugen dürfte, daß wir nur den Tod jener vortreflichen Fürstin zu beweinen haben, und nicht außerdem noch Schändlichkeiten, die unsern Schmerz noch unerträglicher machen würden. Ich bin 2c.

---

3. *)

Mylord,

Ich habe Ew. Herrlichkeit Briefe wohl erhalten, den ersten vom 17ten Juny durch Herrn Jones und den zweyten, vom 23sten

*) Dieser Brief ist von dem Englischen Ambassadeur Montaigue an den Grafen von Arlington geschrieben.

durch die Post. Ich denke, der Marschall von Bellefonds, wird nun schon in London angekommen seyn. Außer der Kondolenz, die er dem König abzustatten hat, wird er auch, wie ich glaube, unserm Hofe den Argwohn zu benehmen suchen, als ob Madame vergiftet worden sey; ein Argwohn, den man dem hiesigen Hofe, und auch dem Volke nie benehmen wird. Da die Verstorbene sich mehreremal, während der Anfälle des Schmerzes, über eine Vergiftung äußerte, so darf man sich nicht wundern, daß diese Aeußerungen das Publikum in der Meynung, die es über diese Sache hegt, nur destomehr bestärken. So oft ich in sie drang, mir zu sagen, ob sie glaubte daß sie Gift bekommen habe, blieb sie mir ihre Antwort schuldig, in der Absicht, wie

mir scheint, dem Könige unserm Herrn, einen doppelten Kummer zu ersparen. Dieselbe Ursach hat mich verhindert, etwas davon in meinem ersten Briefe zu erwähnen, wozu noch kömmt, daß ich nicht genug von der Medicin verstehe, um entscheiden zu können, ob sie wirklich ist vergiftet worden, oder nicht. Man sucht hier mich als den Verbreiter dieses Gerüchts zu verschreyen; ich meyne Monsieur, der sich beklagt, daß ich dies thäte, um das gute Vernehmen zu untergraben, das jetzt zwischen beyden Kronen bestehet.

Dem König und den Ministern geht der Tod Madamens sehr nahe, denn sie hofften, daß sie durch ihre Vermittelung den König, unsern Herrn, zu gewissen Dingen würden vermögen, und eine Verbin-

dung zwischen beyden Kronen durchsetzen können, die sie jetzt nicht so fest und innig erlangen zu können glauben. Ich will nicht untersuchen, was hierin schon geschehen ist, noch was man hat thun wollen, da Ew. Herrlichkeit nicht für gut befunden haben, mir hierüber Eröffnungen zu thun; aber forschen muß ich doch nach dem, was man im Publikum darüber wissen will; und ich bin überzeugt, daß man keinen von den Vorschlägen abweisen wird, die der König, unser Herr, thun dürfte, nur um sich seine Freundschaft zu erhalten; so wie auf der andern Seite die Holländer alles thun werden, um eine Verbindung zwischen uns und Frankreich zu verhindern. Nur dies wünsche ich zu wissen, Mylord, was ich, so lange ich hier bin, gegen die andern Mi-

nister für eine Sprache führen soll, um den Charakter nicht lächerlich zu machen, mit dem ich bekleidet bin. So lange Madame lebte, war diese so gütig, mich ihres Vertrauens zu würdigen, und dadurch mich vor jenem Unglücke sicher zu stellen.

Ich bin überzeugt, daß Sie Madamen während der kurzen Zeit, die sie in England war, so werden kennen gelernt haben, daß sie zeitlebens ihren Verlust bedauern werden; und dies nicht ohne guten Grund. Denn diese Fürstin hatte von niemand in der Welt eine vortheilhaftere Idee, als von Ihnen, und ich glaube, daß sie ihren Bruder, den König, zu sehr lieb hatte, als daß sie bey jeder Gelegenheit die ausgezeichnete Achtung die sie für sie hatte, hätte blicken lassen sollen, wenn sie nicht über-

zeugt gewesen wäre, daß Sie ihm mit Thätigkeit und Treue dienten. Ich, meines Theils, habe durch ihren Tod solch einen Verlust gelitten, daß hier für mich keine Freude mehr ist, und daß ich zu fühlen glaube, nirgendwo sie wieder zu finden.

Nachdem Madame, im Lauf ihrer Krankheit, über mehrere Gegenstände mit mir gesprochen, setzte sie hinzu: sie bedaure sehr, vor ihrem Tode nichts für mich gethan zu haben, was für einen geringen Ersatz für den Diensteifer und die Anhänglichkeit, die ich ihr bezeigt, gelten könnte; sie besitze aber 6000 Pistolen, und bäte mich, dieselben als ein Andenken anzunehmen. Ich erwiederte: sie habe mehrere arme Domestiken, die deren bedürftiger wären, als ich; ich hätte ihr nie mit Rücksicht auf

mein Interesse gedient, und ich würde durchaus das Geld nicht für mich nehmen; wollte sie aber die Gnade haben, und mir anzeigen, Wem sie es zu geben wünschte, so würde ich es getreulich austheilen. Sie war ihrer noch mächtig genug, um mir die Personen namentlich anzugeben, denen ich zahlen sollte. Indessen hatte sie kaum das Auge geschlossen, so bemächtigte sich Monsieur aller ihrer Schlüssel. Ich fragte den folgenden Tag eine ihre Kammerfrauen, wo das Geld wäre, und diese zeigte mir den Ort an. Es waren dieselben 6000 Pistolen, die der König, unser Herr, ihr geschickt hatte. Als dies Geld ankam, hatte sie es bestimmt, einige Pretiosa einzulösen, die sie, während sie diese Summe erwartete, versetzt hatte; aber der König

von Frankreich hatte ihr schon eine ähnliche aushändigen lassen, noch ehe jene ankam. So hatte sie diejenige, die der König, ihr Bruder, ihr schickte, unangetastet liegen lassen.

So nach verlangte ich das Geld von Monsieur, unter dem Vorwande, daß es mir gehöre. Da zwey meiner Bedienten dasselbe zwey ihrer Kammerfrauen ausgehändigt hatten, so bezeugten es diese, denn sie wußten nicht, daß ich auf Befehl unsers Herrn die Summe gezahlt hatte. Monsieur hatte die Hälfte schon davon zu sich genommen; die andre Hälfte gab man mir. Ich habe darüber zum Vortheil der Domestiken verfügt, genau nach dem Befehle, den sie mir, im Beyseyn des Abbee von Montaigue und zweyer an-

dern

dern Zeugen, dießfalls gab. Monsieur hat mir versprochen, die andre Hälfte ebenfalls herauszugeben, und diese werde ich auf gleiche Weise vertheilen. Sind aber diese Leute nicht klug genug, es geheim zu halten, so wird Monsieur ihnen nichts geben, wenn er es erfährt. Ich wußte kein anderes Mittel, es für die armen Leute zu erhalten, und ich bin überzeugt, daß es ihnen der König, unser Herr, lieber gönnen wird, als Monsieur. Ich bitte Sie, dieß dem Könige zu hinterbringen. Der Ritter Hamilton und der Abbee von Montaigu werden es durch ihr Zeugniß belegen.

Ich verharre, Mylord, u. s. w.

Nachschrift.

So eben erfahre ich noch, und zwar von sicherer Hand, daß Monsieur, auf Anfrage des Königs, Madame's Papiere nicht eher hat ausliefern wollen, als bis er sie sich von dem Abbee von Mohntaigu lesen und übersetzen lassen. Da er selbst diesem nicht ganz trauete, so hat er noch Andre, die der englischen Sprache mächtig sind, z. B. die Frau von Fiennes, dazu gebraucht; und so wurden dann alle Geheimnisse, die zwischen Madame und dem Könige, ihrem Bruder, obwalteten, öffentlich bekannt. Es war darin auch einiges in Chiffer angegeben, dessen Deutung sehr schwer war, das er aber doch errathen haben will. Er be-

klagt sich sehr laut über den König, unsern Herrn, daß er, ohne sein Vorwissen, einen Briefwechsel mit Madame unterhalten, und über Staatsangelegenheiten mit ihr verhandelt habe. Ich hoffe, der Abbee von Montaigu wird Ihnen einen Bericht darüber erstatten, der genauer ist, als ich ihn geben kann; denn obgleich ihm Monsieur die strengste Verschwiegenheit darüber empfohlen hat, so wird dies wohl in Absicht ihrer eine Ausnahme leiden, wenn dabey von den Angelegenheiten des Königs, unsers Herrn, die Rede ist.

4.

An den König von England. *)

Sire,

Ich bin gedrungen, diesen Brief damit anzufangen, daß ich Ew. Majestät unterthänigst bitte, mir zu verzeihen, daß ich Allerhöchstdieselben mit einem so traurigen Gegenstande, und mit dem Unglück, Augenzeuge des grausamsten und doch standhaft erduldeten Todes gewesen zu seyn, zu unterhalten wage. Ich hatte die Ehre, mich mit Madame, Sonnabends, den

*) Geschrieben von dem Abbee von Montaigu.

Tag vor ihrem Tode, lange zu unterhalten. Sie äußerte gegen mich, daß sie wohl einsehe, sie könne mit Monsieur nie glücklich leben. Er hatte sie, zwey Tage vorher, mit der äußersten Heftigkeit zu Versailles behandelt, wo er sie über einer geheimen Conferenz mit dem König über Angelegenheiten betroffen hatte, die man nicht für rathsam befunden hatte, ihn wissen zu lassen. Sie sagte mir, daß Ew. Majestät und der König von Frankreich beschlossen hätten, Holland den Krieg zu erklären, sobald sie sich über die Art, ihn zu führen, vereinigt haben würden. Dieß waren die letzten Worte, die mir Madame vor ihrem Tode zu sagen die Gnade hatte, denn Monsieur trat ins Zimmer, unterbrach uns, und ich gieng nach Paris zurück.

Als sie den Tag darauf krank wurde, ließ sie mich zweymal holen; und als ich erschien, sagte sie zu mir: Sie sehen, in welchem traurigen Zustande ich mich befinde. Ich werde sterben. Ach, wie bedaure ich den König, meinen Bruder, denn ich bin überzeugt, daß er an mir seine beste Freundin verliert. — Kurz nachher ließ sie mich wieder rufen, und trug mir auf, Ew. Majestät in ihrem Namen ihrer zärtlichsten Anhänglichkeit zu versichern und Allerhöchstdenenselben für alle Sorgfalt für sie zu danken. Sie fragte mich darauf, ob ich mich an das erinnerte, was sie mir den Tag vorher, von Ew. Majestät Entschluß, sich mit Frankreich gegen Holland zu verbinden, mitgetheilt hätte? Ich antwortete mit Ja, und sie setzte hinzu: Ich

bitte Sie, meinem Bruder zu sagen, daß ich ihn nicht aus Eigennutz beredet habe, es zu thun, sondern weil ich überzeugt gewesen sey, daß seine Ehre und sein Vortheil dabey im Spiele wären. Denn ich habe ihn immer auf das herzlichste geliebt, und wenn ich ihn jetzt verliere, so schmerzt mich dies am meisten, daß ich ihn verlassen muß. Sie erinnerte mich mehreremale, daß ich dies nicht vergessen möchte, und sie sagte es mir in englischer Sprache. Darauf nahm ich mir die Freyheit, sie zu fragen ob sie glaubte, daß man ihr Gift gegeben habe? Ihr Beichtvater, der gegenwärtig war, verstand dies Wort und sagte zu ihr: Madame, beschuldigen Sie niemand und bringen Sie Gott mit ihrem Tod ein Opfer! Sie ward

dadurch verhindert, meine Frage zu beantworten, und ob ich gleich dieselbe noch einigemal wiederholte, so antwortete sie doch bloß mit Achselzucken darauf. Ich verlangte von ihr das Kästchen, in welchem ihre Briefschaften befindlich waren, um es Ew. Majestät zu übersenden; und sie trug mir auf, es von Madame de Borde abzufordern. Aber diese ward einmal über das andre ohnmächtig, und war außer sich vor Schmerz ihre Gebieterin in solch einem traurigen Zustand zu sehen; diesen Umstand nutzte Monsieur, um sich des Kästchens zu bemächtigen. Sie trug mir noch auf, Ew. Majestät zu bitten, sich ihrer armen Domestiken anzunehmen; auch am Lord Arlington zu schreiben, daß er Allerhöchstdieselben daran erinnern möchte. Sodann

setzte sie hinzu: Sagen Sie dem Könige, meinem Bruder, er möchte aus Liebe für mich, das für Arlington thun, was er mir versprochen hat. Denn dieser Mann liebt ihn und dient ihm mit Geschicklichkeit und Treue. — Darauf sagte Sie mir noch ganz laut und in französischer Sprache einige Worte, und beklagte, daß ihr Tod Ew. Majestät den empfindlichsten Schmerz verursachen würde.

Noch einmal bitte ich Ew. Majestät unterthänigst, mir zu verzeihen, daß ich das Unglück habe, Allerhöchstdenenselben solch eine traurige Nachricht überschreiben zu müssen. Niemand von Ew. Majestät Dienern, kann so herzlich und aufrichtig wünschen, daß Allerhöchstdieselben glücklich und zufrieden seyn mögen, als derjenige, der verharret, Sire, Ew. Majestät unterthänigster u. s. w.

5. *)

Paris.

Mylord,

Dem Befehl Ew. Herrlichkeit gemäß, übersende ich Ihnen den Ring, welchen Madame bey ihrem Absterben am Finger trug, und den Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, Ihro Majestät, dem Könige, überreichen werden. Ich habe mir die Freyheit genommen, dem König unmittelbar Rechenschaft von einigen Umständen zu geben, die ich auf Madamens Befehl ihm mitzutheilen hatte, in der Ueberzeugung,

*) Vom Abbee von Montaigu an den Grafen von Arlington.

daß Ew. Herrlichkeit Delikatesse es nicht erlaubt haben würde, darüber selbst mit dem Könige zu sprechen, da das Ganze Ihre Person zu nahe angeht. Es haben sich seit Madamens Tode, wie es bey solchen Vorfällen gewöhnlich ist, höchst-mannigfache Gerüchte verbreitet. Die herrschendste Meynung ist, sie sey vergiftet worden, und diese beunruhigt den König und die Minister äußerst. Ich bin so sehr darüber erschrocken, daß ich kaum Muth gehabt habe, mich öffentlich zu zeigen. Zu diesem kömmt noch das Gerücht, daß der König, unser Herr, den heftigsten Unwillen über solche schreckliche That bezeigen, daß er Monsieurs Brief nicht angenommen haben, und daß er mir befohlen haben soll, abzureisen; woraus man folgert, daß der

König, unser Herr, mit unserm Hofe äusserst unzufrieden seyn müsse. Dieß sagt man hier so laut und öffentlich, und glaubt es so fest, daß man, als ich zu St. Germain war, um die Beschwerden anzubringen, die Sie mir zu machen befohlen, sich allgemein freuete, daß der König, unser Herr, anzufangen schiene, sich zu besänftigen, und daß jene Gerüchte keinen für Frankreich nachtheiligen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Ich melde Ihnen diesen Umstand, Mylord, um Sie bemerken zu lassen, in welchem hohen Grade man unter den gegenwärtigen Umständen, die Verbindung mit England schätzt, und wie sehr man unsers Königes Freundschaft, bey dem obwaltenden Plane, nöthig zu haben glaubt. Ich zweifle nicht, daß man sich denselben zum Ruhm des

Königs und zum Vortheil unserer Nation bedienen werde. Dieß wünscht leidenschaftlich derjenige, der mit der wahrhaftesten Aufrichtigkeit verharret, Mylord, Ew. Herrlichkeit, unterthänigster u. s. w.

6. *)

Mylord,

Ich bin unfähig, Ihnen mit eigener Hand zu schreiben, weil ein Fall, den ich auf meiner Rückreise hieher gethan habe, mir Arm und Hand fast gänzlich gelähmt hat. Indessen hoffe ich doch, in ein paar Tagen so weit wieder hergestellt zu seyn, daß ich nach St. Germain gehen kann.

Den Gegenwärtigen schreibe ich bloß in der Absicht, Ihro Herrlich- } in Chiffer

*) von dem Vorigen an den Vorigen geschrieben.

keit einen Umstand zu melden, den Sie aber vielleicht schon wissen, nämlich, daß man dem Ritter von Lothringen erlaubt hat, nach Hofe zurück zu kommen, und als Feldmarschall in der Armee zu dienen. } in Chiffer

Wenn Madame vergiftet worden ist, wie man noch fast allgemein glaubt, so hält ganz Frankreich ihn für den Vergifter, und wundert sich mit Recht, daß der König von Frankreich so wenig Achtung für den König, unsern Herrn, bezeigt, und ihm erlaubt, wieder nach Hofe zu kommen, besonders, da er sich von jeher auf das zu-

dringlichste gegen jene Fürstin betragen hat. Meine Pflicht verbindet mich, Ihnen dieß zu sagen, damit Sie es den König wissen lassen, und damit dieser, wenn er es für gut befindet, darüber gegen den französischen Ambassadeur sich nachdrücklich erklären kann; denn ich darf Ihnen versichern, daß dieß ein Umstand ist, den er, ohne sich selbst zu nahe zu treten, unmöglich dulden kann.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafayette

Gesammlete Romane

Bd.: 2

1790

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940483-5